

13 Die ausweglose Emigration

Dokumentation über Flucht und Deportation des Alfred Hirsch, geb. am 28. November 1901 in Aachen, ermordet im September 1942 in Auschwitz, für tot erklärt zum 4. September 1942

Zusammengestellt von Prof. Dr. Günter Biemer, Universität Freiburg i. Br., im Juli 1980

Versuch einer Vorbemerkung:

Zwei Aktenordner voll Briefe sind das Vermächtnis eines Mannes, der, von innerer Ahnung getrieben, versucht hatte, dem tödlichen Wahnsinn des Nationalsozialismus mit seiner Familie zu entfliehen. Er war aus diesem Grunde illegal über die Grenze nach Belgien gegangen und hatte sich dem Schutz des dortigen jüdischen Emigrationskomitees anvertraut. Aber trotz eines Vorsprungs von einem Dreivierteljahr waren die Heere Hitlers schneller als die Emigrationsmöglichkeiten, die Alfred Hirsch vergeblich gesucht hatte.

Es ist schwierig, auf das Schicksal von Alfred Hirsch aufmerksam zu machen, weil er in mehrfacher Hinsicht im Schatten einmaliger, herausragender und schon bekannter Schicksale jüdischer Persönlichkeiten steht. Das gilt einmal in bezug auf die Dokumentation des Lagerlebens: im Unterschied zu Eliezer Wiesel und Samuel Pisar¹ war er in keinem Vernichtungslager, sondern nur in »normalen« Konzentrationslagern, von denen eines ob der unmenschlichen Verhältnisse bekanntgeworden und von beeindruckenden Persönlichkeiten wie dem jüdischen Mannheimer Kinderarzt Eugen Neter u. a. souverän beschrieben worden ist. – Hirsch hat auch unter soziologischem Gesichtspunkt kein herausragendes Schicksal: er verfügte nicht wie der ehemalige Mannheimer Gerichtspräsident Hugo Marx über das nötige Geld, um eine selbst so irrsinnige Strapaze wie die durch Marx beschriebene Flucht² letztlich doch noch zum Gelingen zu bringen. Hirsch war auch keiner der Musiker oder Dichter oder führenden Intellektuellen, die im Lagerleben eine besondere Rolle spielten und somit zum Kreis derer kamen, die über sich gegenseitig berichteten.

Zwar war er, nach jüdischer Sitte, gut gebildet, hatte das Gymnasium besucht und Abitur gemacht, verfügte über eine breite und tiefe Kenntnis und Erfahrung der Musik, war ein gründlich ausgebildeter Kaufmann, der in einem jüdischen Betrieb der Tuchbranche arbeitete (Fa. Selig & Co, Mannheim), aber damit blieb er im Blick auf die riesige Zahl der Tausende und Zehntausende, die als Schicksalsgenossen in die Lager kamen, ein Einfacher und Unbekannter.

Auch in bezug auf die Persönlichkeitsstruktur, wie sie in seiner Korrespondenz sichtbar wird, erscheint Alfred Hirsch als der einfache Mensch mit der tiefen Verwurzeltheit in seiner Kleinfamilie, mit üblichen charakterlichen Stärken und Schwächen. Seine eigentliche Grösse: die ans religiöse grenzende Treue und Hingabe an seine Frau und seinen Sohn, seine ehrfürchtige und leidenschaftliche Liebe zur Musik und seine langsam gewachsene Fähigkeit, grosse körperliche Leiden über lange Strecken zu ertragen, sind nicht von so auffälliger Art, dass sie ihn der Unbekanntheit entrisen hätten.

Schliesslich stellt Alfred Hirsch in bezeichnender Weise das Schicksal eines jüdischen Menschen dar, der in der Zeit der Assimilation des Judentums und des Liberalismus gelebt hat. Die Rückkehr Franz Rosenzweigs zu einem

bewussten Bekenntnis und Studium des Judentums (1913) hatte noch nicht so viel Früchte getragen, dass Juden wie Alfred Hirsch sich ihres einzigartigen Erbes erneut bewusst geworden wären. So stand er gerade in bezug auf seine Volkszugehörigkeit zum Judentum, in bezug auf die Gottes- und Bundestradiation, in bezug auf die Hoffnungen von Tora und Talmud eher unwissend und hilflos vor seinem Schicksal, das ihm gerade seines Judentums wegen zugemutet wurde, als dass er die grossen Zusammenhänge der Pogrome und das Nahesein Gottes bei seinem Volk im Exil hätte verstehen können. Was insbesondere osteuropäische Juden auszeichnete, dass sie mit dem Kadisch auf den Lippen in die Gasöfen der Vernichtungslager gingen, war für Alfred Hirsch, nach allem, was er von sich sagt und was von ihm bekannt ist, unvollziehbar. Die Charakteristik der Nichtbesonderheit scheint mir aber gerade jene wichtige soziale Struktur zu betreffen, die man sonst mit dem »einfachen Mann von der Strasse« oder mit dem »unbekannten Soldaten« anspricht. Insofern ist dieser »einfache Mann« Alfred Hirsch vielleicht stärker repräsentativ für die faktische Situation des Judentums und der Juden der dreissiger und vierziger Jahre unseres Jahrhunderts in Deutschland und damit für die unfassbar grosse Zahl der von Hitler Ermordeten als jene profilierten Persönlichkeiten, deren furchtbare Einzelschicksale bekanntgeworden sind.

1938: *Zeitgeschichtlicher Zusammenhang*

- 28. 3. Aberkennung des öffentlich rechtlichen Status für jüdische Kultusvereinigungen (Reichsgesetzblatt I 338)
- 26. 4. Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden (RGB I 414)
- 14. 6. Registrierung und Kennzeichnung der jüdischen Gewerbebetriebe (RGB I 227)
- 25. 7. Zulassungsverbot für alle jüdischen Ärzte (RGB I 969)
- 17. 8. Verordnung über die Einführung von Kennkarten für Juden auf 1. 1. 1939 mit dem Zwangszusatzvornamen Israel bzw. Sara
- 27. 9. Zulassungsverbot für alle jüdischen Rechtsanwälte (RGB I 1403)
- 5. 10. Einzug der Reisepässe von Juden und Erschwerung der Neuausgabe; Einfügung des Kennzeichens »J«.
- 28. 10. Ausweisung der Juden mit polnischer Staatsangehörigkeit.
- 9./10. 11. »Pogrom«
- 12. 11. »Sühneleistung« mit zunächst 1 Milliarde Reichsmark (RGB I 1573)
- 12. 11. Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben (RGB I 1580)
- 15. 11. Entfernung aller jüdischer Kinder aus den deutschen Schulen
- 28. 11. Polizeiverordnung über die Beschränkung des Auftretens von Juden in der Öffentlichkeit
- 3. 12. Verordnung über den Einzug des jüdischen Vermögens (RGB I 1709)
- 1939:
- 15. 1. Alfred Hirsch flieht aus Mannheim in seine Geburtsstadt Aachen, um von dort aus mit Hilfe von Bekannten ohne Personalpapiere über die Grenze nach Belgien zu kommen.

[Zum zeitgeschichtlichen Zusammenhang vgl. auch: *Bruno Blau: Das Ausnahmerecht für die Juden in Deutschland 1933–1945.* Düsseldorf 1954. Verlag Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland (Anm. d. Red. d. FrRu.)]

¹ Elie Wiesel. Night. MacGibbon & Kee 1960–1969 (Französisch 1958), Samuel Pisar, Das Blut der Hoffnung. Reinbek 1979.

² Hugo Marx, Die Flucht. Jüdisches Schicksal 1940. Düsseldorf 1955 [vgl. FrRu VIII, 1955/56, S. 64].

Abschied

15. Januar 1939

Im Brief vom 13. Juli 1939 erinnert sich Alfred Hirsch an den Abschied:

»An diesem Samstag wird es genau ein halbes Jahr, seit ich dich und das Kind verlassen musste; ich sehe euch zwei immer noch an der Tür stehen, Walter, sein Gesicht in deiner Schürze verbergend, und meine Wenigkeit, mit dem Koffer in der rechten, mit der Mappe in der linken Hand die Treppe hinabsteigend, alle drei Tränen in den Augen, den Schmerz des Abschieds unterdrückend.«

In Antwerpen

(Januar–März 1939)

Der erste Brief vom 27. Januar 1939 aus Antwerpen enthält die Bitte, die nötigen Personalpapiere zu besorgen, mit denen er beim deutschen Konsulat in Antwerpen einen Pass beantragen kann. (Erst am 13. März wird ihm ein Pass ausgehändigt, dessen Gültigkeit bis zum 1. September 1939 begrenzt war.)

Die Möglichkeit, in Antwerpen unterzukommen, war infolge des Zustroms von Emigranten sehr begrenzt. Mit einem Verwandten und Schicksalsgenossen mietet er gemeinsam ein Zimmer, das sehr klein war und nur ein Bett hatte:

»Aber immer noch besser wie im KZ« (2. 2. 1939). Anfang März 1939, als die Zahl der Emigranten zu einem öffentlichen Problem geworden war, wurden alle 18- bis 35-jährigen »Einwanderer« von der belgischen Regierung ins Lager eingewiesen.

»Heute ist die Zeit wirklich eine kämpferische, und wer das Leben mit diesem Geist nicht auszufüllen vermag, geht unvermeidlich seinem Untergang früher oder später entgegen.

Das ist das, was mich das Leben hier endlich doch von einer Seite zu nehmen gelehrt hat und was ich dir gerade heute einmal sagen wollte.«

Merksplas les Turnhout

ca. 18. 3. 1939 bis Anfang Mai 1940

Die Berichte über das Lager sind voller Spannung und Widerspruch. Einerseits spiegelt sich die Erfahrung, mit Menschen verschiedener, zum Teil niedriger sozialer Schichten zusammengesperrt zu sein:

»Dieser Art Leute, die leider hier in der Mehrzahl sind, fehlt jeglicher Begriff von Anstand und Benehmen. Jedenfalls steht bei mir fest, dass ich nicht lange bleiben werde.« (21. 3. 1939)

Es seien ehemalige Kriminelle darunter, die früher in Gefängnissen gewesen seien. (14. 4. 1939) Schon nach wenigen Wochen wirkt sich der Zwang, unter solchen Menschen leben zu müssen, auf seinen Gemütszustand aus, er leidet unter Depressionen:

»Das Lager ist die grösste Enttäuschung meines Lebens.« (25. 4. 1939)

Dennoch wichtiger als seine gegenwärtige psychische Situation bleibt für ihn der politische Zusammenhang: Frau und Kind aus Deutschland zu retten und mit ihnen wieder zusammenzukommen:

»Wenn wir jetzt nicht alle Hebel in Bewegung setzen, wieder zusammenzukommen und zu leben, dann verschwindet in Kürze wahrscheinlich ganz die Möglichkeit dazu, vielleicht werden wir Wochen hindurch nichts voneinander hören und lesen können, denn die Wolken, die sich am politischen Himmel zusammenziehen, werden immer dicker und schwärzer.« (19. 4. 1939)

Der Gedanke, aus dem Lager herauszukommen, verbindet sich nun mit der Vorstellung, wieder mit Frau und Kind zusammenzuleben.

»Die meisten der hier Ansässigen sind unter falschen Angaben in das Lager gelockt worden und daher auch mit einem gewissen Idealismus hineingegangen. Welche Enttäuschung alle diese Menschen hier erleben mussten, das weisst du ja aus meinen verschiedenen Berichten ... (Es) kommt eine gewisse Haftpsychose, die jeden anständigen Charakter erwischt, denn es ist bestimmt nicht schön, hinter Gittern zu leben. Das alles aber kann sich ändern, denn im gleichen Augenblick, wo du deinen Fuss auf belgischen Boden setzt, kann ich ohne weiteres das Lager verlassen. Und das ist das, was ich bezwecken und erreichen will, wieder mit dir, wieder mit dem Kind zusammenzusein.« (25. 4. 1939)

Er drängt jetzt in jedem Brief seine Frau, sich einen Pass zu besorgen. In scharfsichtiger Beurteilung der Lage macht er darauf aufmerksam, dass im nächsten Krieg die Zivilbevölkerung nicht verschont bleibt: »Die Luftwaffe wird im jeweiligen Hinterland eine ausserordentlich wichtige und demoralisierende und zerstörende Rolle spielen.« (2. 5. 1939)

Als Sofortmassnahme legt er seiner Frau zumindest die Übersiedlung aus der Grosstadt zu Verwandten aufs Land nahe, mehr aber denkt er an ihre Auswanderung. Als Zwischenlösung schlägt er die Besorgung eines Besuchsvisums für die Herbstferien 1939 vor. (3. 5. 1939)

Wie in einem Gebet verdichten sich in diesen Wochen idealistische Gedanken an seine Frau:

Zum Muttertag

»Du bist der Garten, wo meine Hände über die weissen Wege gehen.

Du bist das Blühen und das Gelände der sanften Hügel und blauen Seen.

Denn deine Augen, sie gleichen diesen und deine Lenden sind die Wiesen,

nach denen meine Träume sehen ...« (21. 5. 1939)

Von der zweiten Maihälfte an schlägt er seiner Frau vor, sich auch gleichzeitig um die Auswanderung nach England zu bemühen. (24. 5. 1939)

Als sie einwilligt, schickt er sofort einen Kontaktbrief an eine englische Adresse und sendet ihr englische Adressen zu. (14. 6. 1939) – Ende Mai gibt er zudem Namen von Rheinschiffen und deren Kapitänen durch, die zwischen Mannheim und Antwerpen verkehren. (31. 5. 1939)

Anfang Juni schreibt er in heftiger Bedrängtheit, die eine geradezu prophetische Intensität zeigt:

»Wenn ich im Februar gewusst hätte, was ich heute weiss, wäre ich freiwillig nicht hinter diese Mauern und Eisengitter gegangen, und wenn ich rein gefühlsmässig handeln könnte, dann würde ich so schnell wie möglich hier ganz herausgehen, so wie ich es mehr oder weniger instinktiv Mitte Januar schon einmal gemacht habe.

Es kommt irgend etwas, dem ich auf alle Fälle entgehen will, das spüre ich in mir und in meinen Knochen.« (2. 6. 1939)

Am 4. Juni kam die Nachricht, dass ein Schiff mit 920 Juden an Bord von *Kuba* nicht angenommen worden war und wieder nach Deutschland zurückgeschickt wurde. Auch einige seiner Verwandten in Koblenz hatten sich für die Auswanderung nach Kuba angemeldet. Jetzt äusserten sie ihre Enttäuschung und Angst. (4. u. 14. 6. 1939)

Frau Friedel Hirsch hatte in der Zeit der Abwesenheit ihres Mannes im Bestreben, sich einen Lebensunterhalt für ihr Kind zu beschaffen, zeitweilig kleine Schneiderarbeiten durchgeführt. Durch Freunde erhielt sie in dieser Zeit den Hinweis auf den evangelischen Pfarrer Hermann Maas in Heidelberg, dessen erfolgreiches Arrangement

von Transporten jüdischer Kinder nach Dänemark und nach England in eingeweihten Kreisen bekannt war. Von Prälat Hermann Maas schreibt Heinz David Leuner³, er sei der erste gewesen, »der sich dem Dienst der Barmherzigkeit verschrieb, ohne Unterschiede zwischen getauften und ungetauften Juden zu machen. Er pflegte sich einen christlichen Zionisten zu nennen, lange bevor das zionistische Interesse an der zionistischen Bewegung unter Nichtjuden in Mode kam. Er hatte zahlreiche Zionisten-Kongresse besucht und Palästina bereist, als es unter britischem Mandat stand. Jüdische Kinder erfreuten sich seiner besonderen Liebe und Fürsorge, und für sie und ihre Eltern reiste Pfarrer Maas oft in Nachbarstaaten, um dort eine Einreisegenehmigung für seine Schützlinge zu erwirken ...

Er wurde seines Pfarramtes in Heidelbergs berühmtester Kirche enthoben und erhielt Predigtverbot, aber nichts konnte ihn beirren. Nach jeder Entlassung kehrte er sofort zu seinem Werk der Nächstenliebe zurück, bis man ihn in ein Arbeitslager steckte.«

Überwältigt von der positiven Zuwendung und konkreten Hilfe bei Pfarrer Maas berichtet kurze Zeit darauf Frau Hirsch ihrem Mann von ihrem Besuch. Seine Antwort gehört zu den emotionalen Höhepunkten der Korrespondenz:

»Ich habe jetzt noch einmal die betreffenden Stellen durchgelesen und kann es immer noch nicht so richtig fassen, dass es da drüben noch solch gute Menschen gibt. Aber ich glaube, dass man zu so einem Menschen wirkliches Vertrauen gewinnen muss und der dem Namen »Seelsorger« lebendig Kraft verleiht, eine Kraft, die heute nur zu häufig unterdrückt wird ... Mir drängt sich hier eine andere Frage auf: Gehst du heute tatsächlich mal mit unserem Walter in die Kirche? Die Worte, die der kleine Mann da zu dir auf der Treppe gesprochen hat, sind so treuherzig und ein Beweis, wie rein doch sein kleines Kinderherz ist ... Ja, wenn wir zwei Alten auch nicht mehr an Gott glauben, weil uns eben das Leben schon beiden so arg mitgespielt hat, so könnte man diesen Glauben fast zurückgewinnen angesichts dessen, was dir da widerfahren ist. Das Kennenlernen dieses gütigen und gutherzigen Mannes ist ja mehr als ein grosser Zufall.« (8. 7. 1939)

Das in der jüdisch-christlichen Tradition zentrale Phänomen des Gedenkens⁴ spielt bei Alfred Hirsch eine wichtige Rolle in Gestalt der Gedenktage seiner Ehe und Familie. Wie er schon den Geburtstag seiner Frau mit einem Gedicht ehrte, so auch den zehnten Hochzeitstag, zu dessen Feier er sich eigens Lagerurlaub geben lässt, um ihn in Stille und Besinnung für sich in Antwerpen begehen zu können:

»...

Im Abendneigen bin ich ganz allein –
die Dämmerung mit bleichen Geisterhänden
streift leise an den lichtvergessenen Wänden
verwischt des Tages allerletzten Schein –
ich tret ans Fenster.

Da grauen Dächer neben Dächern weit
und decken Angst und banges Menschenleid.
Und Schlotte ragen in den Himmel mastengleich
entfaltend ihre qualmenschwarzen Fahnen –
hinab mit euch! –
des Abends heilig Reich
erfüllt die Welt schon mit Erlösungsahnen.

³ Heinz David Leuner, Gerettet vor dem Holocaust. Menschen, die halfen. Wiesbaden 1967 und 1979 (Englisch 1966 [vgl. FrRu XIX/1967, S. 167]).

⁴ E. Wiesel, Die Massenvernichtung als literarische Inspiration: E. Kogon/J. B. Metz, Gott nach Auschwitz, Freiburg/Basel/Wien 1979, 21–50, 25, 33 u. ö. [vgl. FrRu XXXI/1979, S. 148].

...
Durch Einsamkeit, durch Waldwildgeheg
über nebelnde Weiten
wandert mein Weg –

Fern über dem Berge
an ruhsamer Flut
harrt meiner ein Ferge ...
der rudert mich gut –

An ein stilles Geländ
ewig gemieden
und ewig ersehnt –
zum Frieden ...«

(9. 7. 1939)

Im vorletzten Brief vor Kriegsausbruch kommt Alfred Hirsch auf die offiziellen Auswanderungsmassnahmen zu sprechen. Kurz nach seinem Weggang war am 24. Januar 1939 in Deutschland eine Reichszentrale für jüdische Auswanderung mit Zentralämtern in Berlin, Wien und Prag gegründet worden. Die Juden wurden zur Auswanderung gedrängt, ihre Vermögen beschlagnahmt. – Da nun Verwandte die Erlaubnis zur Auswanderung bekommen hatten, bittet A. Hirsch seine Frau, sich »wegen der Register-Nr. zu erkundigen ...

Nach einem gedruckten Plan vom April des Jahres, den ich in Händen habe, fallen wir in das Quotenjahr 1941/42 (14 000–180 000). Nun schreibt mir Herbert, dass bis Juni 1940, also im laufenden Jahr, die Nummern bis 18 000 bereits drankämen; eine derartige Auskunft habe er vom Komitee erhalten. Ich persönlich habe mich hier erkundigt, wonach es bei 1941/42 bleibt. Um aber ganz sicherzugehen, willst du bitte von dort Erkundigungen einziehen.« (22. 8. 1939)

Da jedoch nicht wenige Juden die Chance der Auswanderung genützt haben, haben sich in kurzer Zeit die Emigrationsmöglichkeiten und die Situationen der Emigranten stark verändert. So z. B. in Belgien: »Du wirst auch schon gehört und gelesen haben, dass sich in der politischen Behandlung der hier in Belgien befindlichen Emigranten eine wesentliche Veränderung entwickelt hat. Am Mittwoch war ein Kabinettsrat in Brüssel, in dem erklärt wurde, dass Belgien zur Zeit 22 000 Emigranten hat, von denen 11 000 Unterstützung beziehen, hiervon werden 8000 von seiten des Komitees erhalten (!) und 3000 durch die Regierung in einzelne Lager untergebracht, für die ein Kredit von 5 640 000,- Fr. für ein Jahr bewilligt wurde. U. a. fällt auch Merksplas darunter, dessen Belegschaft etwa auf 700 Mann demnächst erhöht wird.

Das wichtigste aber ist, dass der 30. April 1939 als Stich-tag gewählt worden ist; alle vor diesem Datum Eingetroffenen gelten sozusagen als legal und können hierbleiben, sofern sie nachweisen können (anhand von Affidavits oder sonstigen Papieren), dass sie bald weiterwandern werden. Dagegen werden alle nach diesem Tag Angekommenen, sofern es sich nicht um direkte politische Flüchtlinge handelt (es kommen etwa 3000 Menschen in Betracht), ohne Rücksicht und Ansehen der Person wieder zurückgeschickt. Welche Szenen sich da auf dem Komitee abspielen, das diesem Richterspruch völlig machtlos gegenübersteht und der doch wieder verständlich ist, ist in Worten nicht wiederzugeben. Die Juden polnischer Staatsangehörigkeit, auch solche, die lange schon vor 1933 nach hier gekommen sind, wurden jetzt nach Polen zurücktransportiert. Das sind die Aussichten für uns Menschen hier, und meine Ausführungen decken sich wohl mit dem, was du von dem Heidelberger Herrn bereits gesagt bekommen hast.« (15. 7. 1939)⁵

»In Brüssel wird seit dem 17. Juli jegliche Unterstützung für Neuangekommene sowohl finanziell, als auch was Essen und Schlafen anbetrifft, von seiten des Komitees ver-

⁵ Der »Heidelberger Herr« ist Prälat Hermann Maas: vgl. o. Anm. 3.

weigert; scheinbar ein Druck der Regierung. Auch Stellenvermittlung gibt es nicht mehr.« (21. 7. 1939)

In bezug auf England:

»Heute Mittag las ich in einer der letzten Nummern des (Jüdischen) Nachrichtenblattes, dass nunmehr auch die direkte Verbringung von Deutschland in das englische Lager wegeneinstweiliger Überfüllung–2000 Mann fasst das Lager – bis auf weiteres eingestellt worden ist.« (17. 8. 1939) Also zwei Wochen vor Kriegsausbruch wurde die Auswanderung nach England faktisch angehalten.

Zur Emigration in die USA

»In Antwerpen, wo sich das amerikanische Generalkonsulat befindet, verlangte der Konsul ausser den erforderlichen Papieren eine Kautions von 1500 bis 2000 Dollar und sogar noch mehr. Den meisten stand natürlich so viel Geld überhaupt nicht zur Verfügung, und sie waren gezwungen, die Wartezeit unfreiwillig zu verlängern. Wahrscheinlich auf Einspruch der belgischen Regierung hat man jetzt den Konsul abberufen, durch einen neuen ersetzt und damit die Kautions abgeschafft. Infolgedessen werden im September/Oktobre eine Menge Leute von hier aus weiterfahren können, was immerhin eine grosse Erleichterung und einen wesentlichen Lichtblick bedeutet.« (17. 8. 1939)

Anlässlich eines Artikel über das »Umschulungsheim Merksplas« im »Jüdischen Nachrichtenblatt«⁶ gibt A. Hirsch eine Darstellung der äusseren und inneren Lage des Lagers (1. 8. 1939):

»Die Entfernung nach Antwerpen beträgt 62 km, während die Strecke nach Brüssel 86 km lang ist. Das Lager, das inmitten einer mit Feld und Wald abwechselnden flachen Landschaft liegt, gehört räumlich genommen zu der im Jahre 1905 gegründeten Muster- und Erziehungskolonie und umfasst zwei langgestreckte Gebäude, die Pavillons A und B, die beide aus rotem Ziegelstein erbaut und in damaligem Baustil, mit vielen Türmchen und Verzierungen versehen, zweistöckig sind.

Licht- und luftdurchflutet sind nur die im ersten Stock liegenden Schlafsäle, die über Luftmangel bestimmt nicht klagen können; im Gegenteil, sie verfügen über fünf doppelflügelige Fenster, die eng vergittert sind und so viel Luft hereinlassen, dass fast ständig Zugluft darin herrscht. Anders dagegen die Fenster in den Sälen des zweiten Stockwerks, in dem auch ich schlafe. Hier handelt es sich um die sogenannte Mansarde, d. h., die Decken dieser Säle sind etwas abgeschrägt und verfügen über nur je zwei ebenfalls vergitterte Fenster. Aber auch hier herrscht je nach Witterung und Wind mehr oder weniger starke Zugluft. Ein zweiter Nachteil ist der, dass die Toiletten, die unten Wasserspülung haben, hier oben keinen Siphon besitzen, so dass ein starker und penetranter Kanalgewuch in den oberen Räumen herrscht, an den man sich aber gewöhnt.

Mit den »sauberen Wolldecken« ist es auch etwas anders gestellt. ... Ich bin seit Mitte März hier, andere schon sechs und sieben Monate, aber in der ganzen Zeit sind diese Decken weder gelüftet noch gewaschen worden ... Als Handtuch bekommen wir alle 3–4 Wochen ein rotquadratisches Baumwolltuch ... Wegen des Wassermangels ist es natürlich klar, dass jeder rasch wie möglich (beim morgendlichen Waschen zu den Waschbecken, G. B.) eilt, wobei es manchmal einen »Wirbel« gibt, so sagen die Wiener.

Die Berufsberatung sieht praktisch so aus, dass der Ingenieur den neuen Schüler fragt: Zeigen Sie mal Ihre Hände! Können Sie überhaupt arbeiten? In welchen Kurs wol-

len Sie? – In den Elektrokurs. – Ja, der ist aber besetzt. Ich merke Sie für die Klempner vor. – Dafür habe ich aber kein Interesse; dann notieren Sie mich bitte zum Gartenbaukurs. – Ja, da können Sie vielleicht erst in vier Wochen aufgenommen werden. – So geschehen Ende März 1939 ...

... Der Ingenieur ist ein Herr, der nur von oben herab die Leute zu nehmen weiss und infolgedessen meint, sich dadurch Respekt verschaffen zu können.

Sport wird auch gepflegt, d. h., die Sportteilnehmer müssen sich pflegen lassen; denn Knochen-, Hand- und Beinbrüche sind an der Tagesordnung.

In der letzten Nachricht vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges berichtet A. Hirsch auf einer Karte vom 27. 8. 1939 vom Zusammentreffen mit Verwandten, die ihn anlässlich der Durchreise nach Brüssel hatten kommen lassen. Rosa H. und ihr Gemahl hatten zwar die Abreise zum 30. 8. von Hamburg aus gebucht, waren aber kurzentschlossen am 27. 8. über Brüssel emigriert. Sie hatten es gerade noch vor Kriegsausbruch und Sperrung der Grenze geschafft, sich in die USA zu retten.

Alfred Hirschs Plan, mit Frau und Kind ausserhalb Deutschlands eine neue Existenz zu finden, war bis zu Beginn des Krieges nicht realisierbar gewesen. Es fehlten ihm Geld und Bürgen im Ausland. Aber auch der Teilplan: in Anbetracht der immer schwieriger werdenden Emigrationsmöglichkeiten nach USA oder England, wenigstens mit den Seinen ins Familienlager Marneff in Belgien zu kommen, war nicht Wirklichkeit geworden. (30. 8. 1939)

Und auch sein früher geäusselter Wunsch, dass seine Frau mit dem Sohn mit einem Besuchsvisum während der Sommer- oder Herbstferien nach Antwerpen kommen sollte, blieb unerfüllt.

Der Zweite Weltkrieg

(1. 9. 1939 – 8. 5. 1945)

»Ich bin durch die neue Lage des tatsächlich ausgebrochenen Krieges innerlich so gehemmt, dass ich nichts schreiben kann.« (3. 9. 1939)

Die veränderte politische Lage bringt die bisher bestehenden Schwierigkeiten noch schärfer ins Bewusstsein. Aus der Sicht des Lagerinsassen heisst das:

»Du erfreust Dich der goldenen Freiheit, während man hier – immer wieder muss ich das sagen – ein Leben ohne jegliches Leben führt ... – Das einzige was mich jetzt noch hält bist Du, der Gedanke an Dich und das Kind und die Hoffnung auf ein baldiges Wiederfinden.« (21. 9. 1939)

A. Hirsch versucht die Auswanderung in die USA angesichts der neuen Situation zu forcieren. Er hatte keine Illusion über den Nationalsozialismus und seine Gefahr, die durch den Krieg noch gesteigert worden war. Um so tragischer ist es, dass er mit seinen Bemühungen um die Weiterführung der »Emigration« nicht von der Stelle kam.

»Ich weiss nicht, ob ich bereits mitgeteilt hatte, dass Dr. Auerbach nach Mitteilung von Herrn Kohn bei der HIAS in New York tätig ist und auf Veranlassung von Kohn seinerzeit auch meine Sache mit Santa Fé usw. erfolglos bearbeitet hat. Die HIAS entspricht dem Hilfsverein^{6a}. Auch Dr. A. hat es drüben nicht leicht, sonst wäre heute ein solcher Arzt nicht auf diesem Posten. Bei dieser Gelegenheit will ich nicht versäumen, Dir die Abschrift eines Teiles von Herrn Kohns Brief nachstehend wiederzugeben. K. schreibt wörtlich: »... Sie machen jetzt eine schwere Zeit

⁶ Jüdisches Nachrichtenblatt Nr. 60 vom 26. Juli 1939 unter der Rubrik »Die jüdische Wanderung«.

^{6a} [HIAS (Hebrew Sheltering and Immigrant Aid Society of America) unterstützte den Hilfsverein der deutschen Juden bei Beschaffung von Bürgschaften (Affidavits) für deutsche Einwanderer von in den USA und anderen Ländern lebenden Verwandten oder Freunden und half bei wirtschaftlicher Eingliederung dort (vgl. dazu u. a.: u. Anm. 16)].

durch, erlernen dabei etwas Wesentliches, auch werden Sie charaktermässig gestärkt, was für Sie, gleich wo Sie einmal sein werden, von grosser Wichtigkeit ist. Auch die schlechten Menschen, die dort sind, können Ihnen persönlich nichts antun. Ich weiss es, wie es ist, wenn man aus seiner gewohnten Umgebung plötzlich herausgerissen wird, ich habe es bereits einige Male durchmachen müssen. Daher weiss ich auch, dass das nichts schaden kann, nicht schaden kann einem Charakter wie Sie, der nach Läuterung strebt und immer danach gelebt hat.« (21. 9. 1939)

Die Tatsache, dass A. Hirsch keinen lebendigen Kontakt mit der betenden jüdischen Gemeinde und ihrer Tradition hatte, macht sich in diesen Wochen und Monaten besonders bemerkbar. Während er den stattfindenden Gottesdiensten gegenüber skeptisch bleibt, erbittet er doch die Zusendung seines Gebetbuches:

»Aber etwas anderes darfst du beilegen: Das Gebetbuch für Wochen- und Festtage sowie für die Sonn- und Feiertage. Da staunst Du! Ja, ich selbst auch, für diesen Gedanken; vielleicht aber brauche ich sie doch einmal in einem Gottesdienst, von dem man sagen kann, dass er wirklich einer ist, dass er dem entspricht, den man in seiner Jugend und auch späterhin vor sich gehabt hat.« (24. 11. 1939)

Frau Hirsch legt ihrem Gemahl nahe, wenigstens sich selbst zunächst einmal in Sicherheit zu bringen, da es offensichtlich mit drei Personen zu schwierig scheint, die Auswanderung nach Übersee unter diesen Umständen zu realisieren. Doch damit ist er nicht einverstanden:

»Ohne Dich, ohne Walter, werde ich von hier nicht weitergehen; die Wirklichkeit wäre für mich das Nichts, der Sturz in das Chaos. Lass mich die Worte nicht weiter schreiben, sie sind mit mir nicht in Einklang zu bringen und absurd...«

Warum ich Dich seinerzeit verliess, ist Dir ja bekannt; nicht meinetwegen geschah dies, sondern um Dich und das Kind in etwa sicherzustellen. Aber die Prüfungen, denen Du in letzter Zeit Dich unterziehen musstest, haben mich so bedrückt, dass ich es nicht länger ertragen kann. Soweit man mir noch Spielraum gelassen hat, werde ich mit aller mir noch zur Verfügung stehenden Kraft an unserer Wiedervereinigung arbeiten.« (12. 11. 1939)

Der Kriegsausbruch hinderte A. Hirsch nicht daran, weiter am Plan der Rettung seiner Familie zu arbeiten. Das Familienlager Marneff blieb als ein Ziel:

»Nach meinen Erkundigungen an massgebender Stelle in Antwerpen ist das Familienlager wohl zur Zeit besetzt und keineswegs mit einem Massenlager, wie es Dir etwa vorschwebt und wie es das hiesige eben ist, zu vergleichen... Die einzelnen Familien wohnen in kleinen voneinander getrennten Zimmern mit fliessendem kalten und warmen Wasser und nehmen nur die Mahlzeiten gemeinsam ein...« (2. 11. 1939)

»Im L'avenir Juif vom 24. 11. 1939 heisst es: »Marneffe (Provinz Lüttich) enthält eine gewisse Anzahl Familien, 450 Personen im ganzen, davon etwa 80 Kinder. Ungefähr 100 Personen könnten dort noch untergebracht werden.« Dies nur zum Beweis dessen, dass das Familienlager nicht besetzt ist...« (26. 11. 1939)

Nun kommt die Nachricht, dass Rosa H. und ihr Gemahl »in Santa Fé sind und dort ein eingerichtetes Sommerhäuschen vorfanden... Jetzt schwimmt bereits ein Brief von mir nach Santa Fé«. (13. 11. 1939)⁷

Zu Beginn des Jahres 1940 kommt die Absage von Rosa H.:

»Sind die Menschen da drüben wirklich so schnell ver-

gesslich, dass sie Bekannten, Freunden und Verwandten, denen sie vor Jahresfrist noch die Hand drückten, bereits aus dem Gedächtnis verloren haben? Bald könnte man es annehmen. Aber man darf ja nicht murren, nicht unzufrieden sein und muss seinen Sorgenpack weiterschleppen.« (18. 1. 1940)

Mannheimer Bekannte treffen ein:

»Übrigens, Zahnarzt Dr. Levy von Q 7 ist auch schon eine Weile in Antwerpen, und als Neuling kam am 5. November Zahnarzt Dr. Spitzer von dort hinzu...« (13. 11. 1939)

Von Zeit zu Zeit sind die Anforderungen an das Durchhaltevermögen und an die ethische Kraft besonders belastend: Niedergeschlagenheit macht sich bemerkbar. In solchen Augenblicken oder Phasen zeigt sich, was dem Menschen Halt gibt, woran er sich gebunden fühlt:

»Das Leben, das man hier zu führen gezwungen ist, ist ja kein Leben mehr; nur die Erziehung, die einem die Eltern gaben, ist der Grundstock und der Halt, um nicht der hier im Lager herrschenden unmoralischen Gesinnung zu verfallen; nur die Aussicht auf ein bisschen Freiheit gibt einem Ansporn und Haltung, und nicht zuletzt ist es der Gedanke an Dich, Geliebte, und an den Jungen, die Hoffnung auf ein baldiges neues vereintes Leben, die mir immer wieder neue Kraft und Stärke verleihen, diesen Stürmen, den erforderlichen Widerstand entgegenzubringen.« (14. 11. 1939)

Einen Monat später formuliert A. Hirsch noch einmal, was ihn aufrechterhält, worauf er sich verlässt:

»Einige Worte aus meines Freundes Brief: Ich habe niemanden, wenn ich von meinem Bruder absehe. Nichts ist so bitter wie dieses Empfinden. Es hat nur ein Gutes: es macht reif für die letzten Dinge. – Soweit er; und diesen Gedanken habe ich weiter nichts hinzuzufügen, sie sprechen für sich. Wir haben aber das Bewusstsein, wir gehören zusammen. Es kommt dieser eine Tag, an dem wir uns wieder vereinen. Das hält uns aufrecht, macht uns immer wieder stark, diese Leiden der Welt zu ertragen...« (11. 12. 1939)

Musik und Dichtung als Quelle der Lebenskraft im Chaos

Bereits im März 1939 schreibt Alfred Hirsch anlässlich der Generalprobe eines kleinen Orchesters von Emigranten:

»Es war ein kleiner Gottesdienst für mich« (21. 3. 1939)

Musik war für ihn Lebenskraft. (3. 5. 1939)

Mit besonderer Aufmerksamkeit vermerkt er den Weggang (28. 7. 1939) und das Kommen begabter Musiker:

»Mit diesem Geiger steht und fällt das Programm der hiesigen Bühne.« (20. 8. 1939)

Seine Aussagen über musikalische Erlebnisse sind häufig mit existentiell-religiösen Aussagen verbunden; daraus kann man den Stellenwert der Musik in seinem Leben erkennen.

»Eine sehr willkommene Abwechslung sind die seit Neujahr⁸ eingeführten musikalischen Abende mit ernsterer und klassischer Komposition, die teilweise ausgezeichnet vorgetragen werden; so spielte unser erster Geiger am Mittwoch der vergangenen Woche u. a. auch das Violinkonzert A-Dur von Mozart mit besonderer Bravour... Für viele von uns sind diese Abende *auch* ein Gottesdienst, denn Musik sagt immer mehr als dieses Geleier. Das weisst Du ja selbst, und meinen Standpunkt kennst Du ja zur Genüge.

Aber gerade nach solchen Abenden fühlt man erst, wie

⁸ Rosch ha Schana – Eine Woche vor Jom Kippur –, war in diesem Jahr am 15. September 1939. Vgl. dazu den Brief von A. Hirsch vom 23. 9. 1939.

⁷ Vgl. dazu das Treffen mit den beiden Emigranten am 27. 8. 1939 in Brüssel.

einsam man geworden ist und wie sehr man auf sich selbst angewiesen und gestellt ist. Über die Erkenntnis hilft sogar eine hier geschlossene Freundschaft mit einem Namensvetter nicht hinweg . . .

Das tiefste Ich bleibt stets mit sich allein, das hat mir damals mein damaliger Frankfurter Wirt . . . gesagt. Wie häufig sind mir hier diese Worte schon eingefallen, und wie recht hat er damit gehabt. Es ist wirklich so, man kann noch so intim mit einem befreundet sein, irgendein letztes Etwas hält einem vor der Erschliessung seines eigentlichen Inneren auch da zurück. Anders liegt der Fall (bei uns beiden . . .)« (2. 10. 1939)

»Gestern drangen mir aus dem Tagesraum Töne klassischer Musik entgegen, die ich beim Näherkommen schon besser unterscheiden konnte und dann feststellte, dass es Wagners Rienzi-Ouvertüre war. Ich trat ein, sah nach dem Sender und entdeckte, dass es sich um Hilversum handelte. Deine lieben Zeilen in der Hand blieb ich am Ofen stehen und . . . hörte eine Stunde lang Wagner-Musik auf Platten, von der Berliner Staatsoper bis hinüber nach Bayreuth. Ein seltener Genuss, ein Wunder zugleich, dass niemand abdrehte, aber auch ein Beweis, wie hungrig Geist und Körper nach solcher Speise ist, für die wenigen, die gerade anwesend waren.« (24. 11. 1939)

Ein Literaturzirkel auf Volkshochschulniveau soll geistigen und seelischen Hunger stillen. Ob es sich dabei um eine Art bildungsbürgerlichen Religionsersatz handelt, kann von aussen schwerlich gesagt werden:

»Am vergangenen Mittwochabend fand vor Leuten, die auch dafür Interesse zeigten, ein Rezitationsabend statt, der mit Material aus der Bibliothek von Lagerinsassen, so gut und schlecht es eben ging, veranstaltet wurde. Gewiss, eine Abwechslung, und der Gedanke an sich sehr gut . . . Aus diesem kristallisierte sich sehr rasch eine Schar wackerer Männer heraus, und um 14.00 Uhr fand vor auserlesenen Publikum ein kurzer Rezitationsnachmittag statt mit dem Faust-Monolog, der Rede des Brutus vor dem Römer-Volk aus Julius Cäsar von Shakespeare und einem Kampflied von Heine . . .

Wir haben beschlossen, jetzt jeden Samstagnachmittag in solch einem kleinen Kreis zusammenzukommen, und ich bin wirklich froh, da so mit einem Sprung einen Kreis Menschen gefunden zu haben, die sich gegenseitig ergänzen, geistig und charakterlich . . . und so zu einer geistigen Tätigkeit Anregungen geben, auf die man hat allzu lange Verzicht leisten müssen. Auf jeden Fall hat mich die kurze Stunde lebhaft an meine Tätigkeit vor 20 Jahren in den Bünden erinnert, in denen wir auch solche Zirkel hatten. Hier aber ist an Literaturstunden gedacht und mit Vorlesungen und Diskussionen, ähnlich den früheren Volkshochschulkursen. Hoffentlich folgen diesen Stunden noch viele. Man bekommt die Anregung, die sehr vielen hier fehlt, und daher die Menschen in ein Fahrwasser der Lethargie und Gleichgültigkeit bringt.« (25. 11. 1939)

»Sei bitte so gut und lege dem Paket, wenn möglich, folgendes bei: von Reclam die sieben oder acht kleinen Hefte von Hebbel, Goethes Faust 1. Teil, . . . etwas von Schiller . . .« (26. 11. 1939)

»Soeben ertönte im Radio Beethovens Violinkonzert von Brüssel. *Mein Gottesdienst!*« (3. 12. 1939)

Chanukka oder Nikolausfeier?

»Gestern abend hatten wir einen sogenannten klassischen Abend, der mich persönlich sehr anregte, weil er so selten ist. Man spielte ein Trio von Haydn und Mozart (Klavier, Geige, Cello) und Schuberts Ouvertüre »Rosamunde«. . . . Auf jeden Fall war es eine sehr hübsche und gute Chanukah-(sic!) oder Nikolaus-Gabe, wie man es gerade nimmt.« (7. 12. 1939)

Weihnachten feiern im Kreise assimilierter jüdischer Emigranten:

»Jetzt haben wir doch in einem kleinen Kreis von 15 Menschen am gestrigen Sonntag unseren Heiligen Abend gehabt; eine Stunde zwar nur, von 19.00–20.00 Uhr, aber eine Stunde, die ich nie mehr vergessen kann. Sogar ein Bäumchen . . . hatten wir uns besorgt . . .« (25. 12. 1939) Ermöglicht die Registrations-Nr. 16738 noch eine legale Auswanderung?

»In der Mittagspause konnte ich mich davon überzeugen (durch schriftliche Belege), dass alle bis zum 31. August 1938 in Stuttgart registrierten Personen im Laufe dieses Quoten-Jahres noch aufgerufen werden. D. h. also, dass auch unsere Nr. 16738 darunterfallen wird, denn der vom Konsulat aufgedruckte Stempel des Datums lautet: »26. August 1938«. – Aber mit der Nummer allein ohne Bürgschaft ist ja nichts anzufangen.« (4. 12. 1939)

»Bringe bei dieser Gelegenheit (nämlich des Besuches von Onkel Schneider) die Sprache auf unsere Registrationsnummer und die Aussicht, dass wir April/Mai an die Reihe kommen und noch kein Affidavit hätten.« (18. 12. 1939)

»Wenn Du O. P.⁹ besuchen wirst, dann sage ihm, dass unsere Registrationsnummer spätestens im April/Mai aufgerufen wird und dass wir uns zur Zeit sehr um die Beschaffung eines Affidavits bemühen. Vielleicht erklärst Du ihm, dass er Dir ein Schreiben mitgeben soll oder die Adresse eines ihm befreundeten Herrn, der den Quäkern angehört und an den wir uns evtl. in USA wenden können, weil es ja auch sogenannte Freundschaftsbürgschaften gibt . . .« (25. 12. 1939)

»Und nun zum lieben O. P.: . . . freudig überrascht und zugleich bis ins Mark bewegt, habe ich Deine lieben Ausführungen gelesen und nicht nur einmal. Ja, Liebes, Du hast wahrhaftig recht, erst die Not hat uns dazu gebracht, einem solchen Menschen und Charakter zu begegnen . . . Beim Besuch bei O. P. darfst Du ruhig über die hier herrschenden Zustände sprechen; so ist z. B. eine Verschärfung in der Urlaubsangelegenheit eingetreten, die schon so weit führt, dass Leuten, die auf einen Tag nach Antwerpen zum Konsulat wollen, die Freizeit verweigert wird.« (26. 12. 1939)¹⁰

»Vorhin konnte ich im Nachrichtenblatt Nr. 2 vom 5. 1. 1940 eine Notiz der Beratungsstelle des Hilfsvereins Stuttgart lesen, der die Auswanderung nach USA behandelt und im wesentlichen folgendes enthält: Bürgschaftspapiere, die nicht älter als 31. März 1939 sind, können jetzt eingereicht werden von Leuten, die bis zur Nr. 19999 registriert worden sind. Die Gültigkeitsdauer eines deutschen Passes muss mindestens vier Monate betragen und der Vermerk: »Gültig für In- und Ausland« darin stehen; andernfalls wird ein amerikanisches Einreisevisum nicht erteilt . . . Damit ist nun auch von amtlicher Seite erklärt worden, dass wir noch in diesem Quoten-Jahr an die Reihe kommen, wenn wir ein Affidavit erhalten. Der eine hat eine günstige Nummer und keine Bürgschaft, der andere eine gute Bürgschaft und keine Nummer.« (4. 1. 1940)

Ein Jahrestag

»Du weisst sicher auch, dass am kommenden Montag schon ein ganzes Jahr vergangen ist, seitdem ich Euch beide zurücklassen musste. Ich brauche Dich . . . wohl nicht an die Nachmittagsstunde zu erinnern, da ich mit den paar Habseligkeiten die Treppe hinunterstieg, Euch beide

⁹ Zu O. P., d. h. Hermann Maas, vgl. Anm. 5.

¹⁰ In diesem Brief teilt A. Hirsch die Adresse seines Freundes Fritz Weistock mit: 70 Place Jourdan, Brüssel-Etterbek. Das ist die Wohngegend von Hugo Marx, der mit anderen Juden im Mai 1940 in der Etterbek-Kaserne interniert wurde.

alleinlassend. Die Bilanz dieses Jahres ist keine erfreuliche, denn wir sind immer noch keinen Schritt weitergekommen, stehen immer noch am selben Fleck. Nur älter sind wir geworden, vielleicht auch reifer. Und immer noch ist nicht abzusehen, wie sich alles gestalten und entwickeln wird.« (4. 1. 1940)

»Wie ich Dir bereits mitgeteilt hatte, wurde von mir aus am 11. 12. 1939 durch das Emigrationsbüro im Lager die Überschreibung unserer Registriernummer von Stuttgart nach Antwerpen beantragt. Deshalb war ich sehr erstaunt, durch Dich das Schreiben vom 3. 1. 1940 vom amerikanischen Konsulat Stuttgart zu erhalten, worin wir zur Einreichung der Papiere ersucht werden. Für mich ist das ein erneuter Beweis, wie wenig zuverlässig das hiesige Büro arbeitet.« (14. 1. 1940)

»Weiter stark bleiben! Den Glauben nicht verlieren und sich vorbereiten auf das, was die Zukunft, das Schicksal uns bringen wird. Ich sehe Dich und das Kind in dieser Minute ganz deutlich wieder oben an der Tür Hand in Hand stehen, als ich damals ganz langsam die Treppe hinunterstieg. 1939 hat nicht gut begonnen, 1940 noch weniger, denn die erneute Vorladung, von der Du mir das erste Mal berichtest, erfüllt mich mit grosser Sorge. Ich fühle instinktiv, dass sich da etwas entwickeln wird, was gegen Dich steht, was viel Kraft und Energie zur Überwindung kostet. Und ich kann Dir von hier nur zurufen: »Wehre Dich dagegen und sprich auch unverhohlen mit O. P. darüber.« (15. 1. 1940)

Über den Ernst der Stunde war sich Alfred Hirsch »instinktiv«, wie er schreibt, im klaren. Er folgte wohl in Gefahrensituationen am liebsten seiner Intuition. Von daher galt es für ihn, keine Zeit mehr zu verlieren. Er machte jeden Versuch, aus Europa herauszukommen; ausser um den Preis der dauernden Trennung von seinen Lieben. – Hatte ihm das jüdische Komitee nicht geholfen, so sollte es jetzt mit den Christen versucht werden: zumal mit der Protestantischen Kirche des Pfarrers Maas, dem er in besonderer Weise vertraute; aber auch mit den Quäkern oder mit der Internationalen Caritas der Katholischen Kirche sollte der Versuch der Rettung angebahnt werden: »Ich halte es auch für richtig, wenn Du mit O. P. mal wieder persönliche Rücksprache nimmst. Du kannst ihn fragen, aus welchem Grund der Fragebogen gesandt und von Dir so weit wie möglich ausgefüllt wurde? Sollte es sich nämlich nicht nur allein um einen statistischen Zweck, sondern um eine Hilfsaktion handeln, dann kannst Du ihnen ganz ruhig erklären, dass ich heute ohne weiteres zu dem Schritt bereit wäre, den ich am 9. Juli 1929 nicht getan habe, weil mich letzte Hemmungen davon und auch in späteren Jahren abhielten. Dieses Merksplas hat mich aber gelehrt, das, was ich jahrelang instinktiv tat, heute offen und bewusst zu tun; das ist der ganze Unterschied. Frage ihn bitte, ob ich mich dieserhalb mit dem Herrn in B in Verbindung setzen soll. Von katholischer Seite gibt es so etwas für nach Südamerika.« (1. 2. 1940)

»Frage bitte auch O. P., welche Bedingungen evtl. von meiner Seite zu erfüllen wären, um auf eine etwaige Hilfe der Quäker rechnen zu können. Auch zu diesem Schritt bin ich heute reif, weil ich einfach dieses Leben hier nicht mehr aushalte . . . Übrigens dürfte für Dich neu sein, dass es von der Caritas-Seite aus ganz wesentliche Erleichterungen zur Einwanderung nach Südamerika gibt, allerdings von Brüssel aus. Mit dieser Möglichkeit habe ich mich auch schon beschäftigt, natürlich für USA, aber bisher kein Resultat erreicht. Vielleicht, dass O. P. noch einen Weg weisen kann; denn ich bin der Ansicht, dass es

von der anderen Glaubensseite eine gleiche Brücke gibt wie von jener caritativen Einrichtung.« (3. 2. 1940)

Im Juli 1929 hatte Alfred Hirsch geheiratet. Seine Frau war evangelisch; und er hatte sich offensichtlich die Frage nach der Konversion gestellt, sie aber negativ beantwortet. Sollte er jetzt, wo er das »Leben hier einfach nicht mehr aushalten« konnte, wo er bereit war, »offen und bewusst zu tun«, was er jahrelang schon »instinktiv« wusste, zum Schritt zur Konversion bereit sein? Die Briefe, die in einer lebenszermürbenden Situation geschrieben sind, scheinen in diese Richtung zu weisen, auch wenn er tatsächlich nie konvertierte. Vielleicht ist es nicht falsch, zu sagen, dass das für ihn mehr eine lebensermöglichende Entscheidung war bzw. gewesen wäre und dass ihm weder dazu noch zu einer Revision dieser Andeutungen in Freiheit Gelegenheit gegeben wurde. Inzwischen fehlte es ihm so sehr an Geld, dass er noch nicht einmal mehr das Lager verlassen und sich frei bewegen konnte, wenn er Anrecht auf Urlaub hatte.

»Ist Dir übrigens nicht aufgefallen, dass ich seit Anfang November nicht mehr auf Urlaub war . . . ? Ich habe aber deshalb davon Abstand genommen, weil ich erstens kein Geld habe, zweitens nicht weiss, wo ich mich bei der Kälte aufhalten soll und daher warte, bis es etwas wärmer wird, und das dürfte um Ostern herum sein.« (17. 2. 1940) »Gerade komme ich vom Postoffice, wo ich mir einen Brief von O. P. S. aus Brüssel abholte, an den ich mich dieser Tage wandte wegen Auswanderung nach Brasilien. Von caritativer, also katholischer Seite aus gibt es eine Gelegenheit, dorthin auszuwandern, allerdings in der Hauptsache Handwerker und Landwirte; die ganze Aktion geht vom Papst aus. Es sollen auch einige evangelische Visa ausgegeben werden. Zu diesem Zweck gibt er mir nachstehende Adresse an: Pfarrer Grüber, Berlin C, An der Stechbahn 3/4¹¹. Dieser Herr führt eine Liste über die, welche Interesse für eine Auswanderung nach Brasilien haben. Ich möchte Dich nun bitten, vorher mit O. P. in Heidelberg Rücksprache zu nehmen, was er von der ganzen Sache hält und wie er darüber denkt. Bei eventueller Anmeldung in Berlin willst Du Dich bitte auf die Brüsseler Stelle berufen.

Ich persönlich stehe heute auf dem Standpunkt, dass es mir ganz gleichgültig ist, ob Süd- oder Nordamerika das Land ist, das uns aufnimmt und unter welchen Bedingungen dies geschieht. Die Hauptsache ist, hier heraus, mit Euch zusammen ein neues Leben aufbauen, wieder festen Boden unter den Füßen bekommen. Gegebenenfalls wären von meiner Seite einige Formalitäten zu erfüllen, denen ich mich heute ohne weiteres und ohne Hemmung unterziehen würde; dazu hat mich dieses Jahr Lager innerlich reif gemacht. Hoffentlich verstehst Du mich und meine Worte.« (21. 2. 1940)

Verlegung der Lagerinsassen in das Internierungslager Hal:

»Überhaupt ist das Leben hier etwas ruhiger und freundlicher geworden, weil bereits ein Drittel des gesamten Bestandes – also ungefähr 200 Mann – im neuen Lager Hal sind.« (21. 3. 1940)

»Am 26. März hatte ich dort (nämlich: Amerikanisches Konsulat in Antwerpen) angefragt, ob meine Registriationsnummer von Stuttgart bereits eingetroffen ist. Als Antwort bekam ich heute ein Formular zur Registrierung in Antwerpen gesandt, die unabhängig von der in Stuttgart bzw. in Verbindung mit dieser zu erfolgen hat. Bevor

¹¹ Zu Heinrich Grüber vgl. H. D. Leuner, Gerettet vor dem Holocaust, a. a. O. 156–161. Grüber kooperierte u. a. mit Rabbiner Leo Baeck und Pfarrer Hermann Maas. Er war Zeuge im Adolf-Eichmann-Prozess im Mai 1961 in Jerusalem.

ich aber den Schein ausgefüllt wieder zurücksende, will ich Deine Antwort abwarten, ob Du inzwischen von Stuttgart die Bestätigung Deines im Februar erfolgten Schreibens bekommen hast . . .

Wie das hiesige sog. Emigrationsbüro arbeitet, ist jetzt wieder einmal erbracht worden. Bereits am 11. Dezember hatte ich die Überweisung der Registrationsnummer beantragen lassen. Nachdem ich aber trotz wiederholter Monierungen immer den Bescheid erhielt, es sei noch nichts eingetroffen, nahm ich die Sache selbst in die Hand, worauf ich erstmals obiges Formular bekam. Es ist das gleiche, das ich bereits hier im Dezember ausgefüllt hatte. Ich habe . . . meine Meinung auch dem Lagerleiter vorgetragen, was ich von der Arbeit und Hilfe des Komitees halte, und festgestellt, dass ausser meinem Formular auch die von etwa zehn anderen Kollegen noch hier unerledigt liegen.« (31. 3. 1940)

»Gerade kommt Herbert (Isaak aus Mannheim) auf mich zu, er hat soeben schon sein Visum bekommen. Der kann jetzt lachen, und ich freue mich mit ihm.« (6. 4. 1940)

Glauben durch den Menschen – an Gott

»Hör' tief hinein in Dich und mich
und alle Dinge wenden sich . . .

Die schmale Welt ist plötzlich weit
so weit wie Gottes Atemzug

in ihm ist Raum für uns genug« (14. 4. 1940)

»Deine Frage: Wie lange noch? ist nur zu berechtigt. Ich glaube, Deinen lieben Worten brauche ich wirklich nichts hinzuzufügen. Gerade an Sonntagen zu Hause fühlt man das doppelt stark . . . Aber davon dürfen wir uns nicht unterkriegen lassen und weiter daran arbeiten, das gesteckte Ziel zu erreichen. Nur den Glauben nicht verlieren, dass das Bessere im Menschen sich doch durchsetzt, dass Liebe stets etwas Zukünftiges und Wachsendes ist. »Die Liebe hört nimmer auf.« So hiess es schon vor Jahrhunderten, so heisst es heute, so wird es immer heissen. Das hat mit Religion nichts zu tun. Es ist die Gemeinschaft von Mensch zu Mensch, die gegenseitige Hilfe und Unterstützung.« (18. 4. 1940)

Hoffnung und Enttäuschung vor der Wende:

»Am gestrigen Samstag traf vom Konsulat in Ergänzung meines Schreibens vom 15. 4. ein weiterer Brief ein, in dem es hiess, dass ich in wenigen Wochen weiteren Bescheid erhalten würde. Wenn man bis dahin ein Affidavit aufreiben könnte, wäre sehr viel gewonnen. Vielleicht schreibst Du nochmals Oma, damit sie sich von dort wiederum mit Julius in Verbindung setzt.« (21. 4. 1940)

»Nachstehend gebe ich Dir den genauen Wortlaut des Briefes (von Mina Zimmer, der Schwiegermutter einer aus Antwerpen emigrierten, mit A. Hirsch bekannten Familie, G. B.): » . . . Ich habe bereits bis nun mehrere (Bürgschaften) an meine nahestehende Familie geben müssen, ich bin daher nicht imstande, Ihrer Bitte Folge zu leisten . . . Hoffentlich wird diese Zeit bald vorbei sein und das Schicksal den so geprüften Menschen eine glückliche Wendung geben . . . « (New York am 26. 3. 1940).

Und gerade an solchen Feiertagen (Ostern, G. B.) mit ausgerechnet einem solchen Brief aus USA kommt einem das ganze Elend hoch, in das einem die Zeit hineingewirbelt hat.

Aber dennoch . . . heisst es heute und immer wieder, sich nur nicht unterkriegen lassen.« (23. 4. 1940)

»Ganz ehrlich gesagt, ich war da gestern gar nicht recht in Form gewesen; erstens, weil mich der Brief aus USA und dazu noch am ersten Feiertag bitter enttäuscht hatte, und zweitens, weil es eben Feiertag war und ich mal wieder vollauf von hier genug hatte. Aber gegen solche Stimmungen muss man an und darf sich unter keinen Umständen

unterkriegen lassen. Das hat einfach keinen Wert, und heute geht es auch schon wieder.« (24. 4. 1940)

»Dass Dr. Grünwald in New York ist¹², wusste ich; dass er aber am dortigen Komitee tätig ist, war mir neu. Warum mir wohl Kohns nicht antworten?« (28. 4. 1940)

Invasion und Deportation

Wenige Tage nach dem Beginn des Frankreich-Feldzuges muss sich A. Hirsch nach Antwerpen begeben haben. Dort wurde er am Abend des 13. Mai 1940 (von belgischen Behörden?) verhaftet und deportiert. Über seine Deportation selbst sind keine Nachrichten erhalten.

Hugo Marx, ehemaliger Präsident des Mannheimer Gerichts, der schon 1933 hatte fliehen müssen und zur Zeit des Einmarsches der Deutschen in Brüssel wohnte, beschreibt Details:

»Dableiben bedeutete nach den Informationen, die mir schon früher in meiner Eigenschaft als Leiter dieses Hilfswerks der Arbeitsgemeinschaft von Juden aus Deutschland gegeben worden waren, die Gewissheit, dass man als ehemaliger Deutscher in kürzester Zeit festgenommen werde.«¹³ Gleichwohl blieb Marx zunächst und wurde in der Kaserne Brüssel-Etterbek interniert. Von dort machte er sich jedoch auf den Weg der Flucht, fuhr mit seiner Frau nach Dünkirchen, wo er nur um den hohen Preis eines auf der Stelle neu gekauften Autos wieder herauskam. In dem lebendig geschilderten Fluchtchaos auf den Strassen zur Atlantikküste in Südbelgien und Frankreich fand er nur durch eine Vielzahl günstigster Umstände über die Strecke von Rouen nach Lisieux und Dinan. Er wurde schliesslich verhaftet und mit anderen Lagerinsassen in den Süden Frankreichs deportiert. Nur durch einen weiteren Zufall entging er der Einweisung ins Lager St. Cyprien, zu seinem Glück, wie er schreibt. Alfred Hirsch wurde dorthin gebracht.

Lager St. Cyprien/Perpignan

(vermutlich vom 23. 6. bis 15. 10. 1940)

Hugo Marx schreibt über St. Cyprien aufgrund des Augenzeugenberichts eines Freundes:

»Was das Lager St. Cyprien bedeutet, war uns zu diesem Zeitpunkt nicht bewusst. Später erst erfuhr man, dass es ein wahres Glück war, dass wir nicht dorthin transportiert werden konnten. Die Leute, die aus der Kaserne Etterbek-Brüssel kamen, waren dort interniert. Das Lager wies gänzlich unwürdige Bedingungen auf, die zum Teil noch schlimmer waren, als die im später berüchtigt gewordenen Lager Gurs. Es lag direkt am Meer, wurde zeitweise vom Wasser überspült, und schliesslich trat Typhus auf, dessen Vorhandensein die Lagerleitung zu verheimlichen versuchte. Dem Mut eines deutschen Arztes, der sich mit Beweismaterial . . . aus dem Lager schlich und es der Präfektur in Perpignan unterbreitete, ist es zu verdanken, dass die Behörden eingriffen und nicht ein grosser Teil der Leute ums Leben kam.

Die Kenntnisse der Details der Verhältnisse in St. Cyprien verdanke ich meinem Freund Weisenfeld, der von Brüssel direkt dorthin transportiert worden war . . . Die sehr lebenstüchtige Liesel Weisenfeld hat ihrem Mann und anderen unter Einsatz ihrer Person ganz grosse Dienste geleistet, hat ihren Mann vor allem vor dem Weitertransport nach Gurs bewahrt.«¹⁴

Alfred Hirsch war nach St. Cyprien deportiert worden. Er wohnte in Ilot 2 Baracke I, 8.¹⁵

¹² Zu Dr. Grünwald, einem herausragenden Rabbiner in der Geschichte der Mannheimer jüdischen Gemeinde: H. J. Fliedner, Die Judenverfolgung in Mannheim 1933–1945, hrsg. v. Stadtarchiv Mannheim, 2 Bde., Stuttgart 1971.

¹³ H. Marx, Die Flucht, a. a. O. 7.

¹⁴ Ebd. 87 f.

¹⁵ »Ilot« heisst wörtlich kleine Insel und kann eine kleine Häusergruppe

»Vielleicht ist die Sehnsucht, das Verlangen nach Euch, nach der Heimat, nach einem kleinen Heim noch nie so stark wie hier gewesen und geworden. Und hier hat man auch Menschen und Kameraden kennengelernt, noch mehr wie in Merksplas; mancher ist hier zum Egoisten, zum Feind geworden, mit dem man Monate hindurch alles teilte . . . Leider ist der kleine Merksplas-Kreis, in dem man die letzten Monate lebte, hier verlorengegangen, weil gerade diese Leute nicht mit nach hier kamen . . . Im allgemeinen liegt über dem ganzen Lager ein kleiner Hoffnungsschimmer von Freiheit. Der JOINT in Amerika¹⁶ hat die Betreuung und weitere Unterbringung und Versorgung der Menschen übernommen; somit rechne ich bestimmt damit, in einigen Wochen und vor Eintritt des hier sehr unfreundlichen Herbstes in einer etwas menschlicheren und heimischeren Atmosphäre atmen zu können . . . Merksplas . . . war ein Kinderspiel dagegen.« (9. 7. 1940)

Eine schwer einzuordnende Nachricht enthält der Brief vom 3. 8. 1940:

»Am Sonntag ist der erste Transport Juden deutscher Staatsangehörigkeit ins Reich abgegangen; heute geht der zweite schon, und die Verhältnisse hier lassen in mir auch den Gedanken an eine Rückkehr zu Euch beiden reifen.« War den Internierten der Transport in andere Lager – z. B. Gurs – als Heimreise deklariert worden?

Rosch Haschana (Neujahrstag) in St. Cyprien

»Nachdem ich mir geschworen hatte (voriges Jahr in Merksplas), einen Gottesdienst nach polnischem Ritus nicht mehr zu besuchen, war ich heute Vormittag doch im Gottesdienst nach deutschem Ritus. Zu diesem Zwecke hatte man in einer leerstehenden Baracke notdürftig eine Synagoge eingerichtet.

Wie so anders wirkte diese Stunde auf mich als im vergangenen Jahr! Ich war regelrecht durchgedreht am Schluss, aber nicht nur mir allein, sondern auch den meisten anderen war es so ergangen.

Jedoch was nützt das alles? Leider wird es nicht besser davon . . ., denn die Aussichten nach Weiterwanderung nach USA werden immer geringer.« (3. 10. 1940)

Armut, die an die Substanz geht:

»Du wirst mir Verständnis genug entgegenbringen, denn Du weisst, dass diese Bettelei sonst meine Art nicht ist, aber die Verhältnisse hier zwingen einem dazu. Schicke mir bitte ein Paket mit Esswaren und womöglich etwas Geld und schreibe mir bald . . . Lege bitte warme Socken, Unterzeug und Wollweste bei sowie Stopfwohle.« (9. 10. 1940)

Grunddaten der NS-Judenverfolgung in Frankreich

- 10. 10. 1940 Gesetz betr. Unterbringung von Juden ausländischer Staatsangehörigkeit in französischen Internierungslagern
- 20. 1. 1942 Interministerielle Besprechung des Reichssicherheitshauptamts Berlin betr. die »Endlösung der Judenfrage« (»Wannsee-Konferenz«)
- 4. 2. 1942 Anordnung des deutschen Militärbefehlshabers betr. Verbot der Auswanderung von Juden deutscher Staatsangehörigkeit aus Frankreich
- 4. 3. 1942 Dienstbesprechung der Judenreferenten im Reichssicherheitshauptamt Berlin und Befehl der Deportation einer ersten »Rate« von 5000 Juden aus der besetzten Zone Frankreichs

bedeuten, die von anderen Häusern isoliert ist. Für den damaligen Sprachgebrauch vgl. u. den Bericht über Gurs.

¹⁶ JOINT ist die Abkürzung für American Joint Distribution Committee. Dieses Komitee hatte das Ziel, Juden mit Hilfe von Mitteln aus den USA bei der Flucht zu helfen. – HICEM: ist die Abkürzung für eine Dachorganisation mit 41 angeschlossenen Komitees in 25 Staaten Europas und in Übersee gewesen.

- 28. 3. 1942 Abfahrt des ersten Judentransports von Compiègne nach Auschwitz
- 11. 6. 1942 Dienstbesprechung der Judenreferenten im RSHA Berlin und Anordnung der Deportation von insgesamt 100 000 Juden aus beiden Zonen Frankreichs
- 2. 8. 1942 Beginn des Abtransports von Juden aus der unbesetzten Zone Frankreichs
- 4. 8. 1942 Geheimerlass der Generaldirektion der Polizei im französischen Innenministerium betr. Deportation aller Juden deutscher usw. Staatsangehörigkeit aus der unbesetzten in die besetzte Zone
- 28. 8. 1942 Abtransport »des 25 000sten Juden« gemäss Meldung des Generalbevollmächtigten der französischen Polizei in der besetzten Zone

Im Konzentrationslager Gurs

(ca. 12. 11. 1940 bis 4. 8. 1942)

Alfred Hirsch wurde vor dem 12. 11. 1940 von St. Cyprien ins Lager Gurs bei Oloron-Sainte Marie gebracht. Er lebte im Ilot C Baracke 14. – Gurs war kein »Vernichtungslager«, aber es herrschten schlimme Zustände.

»Camp de Gurs, benannt nach dem 18 km von Oloron entfernt gelegenen Dorf, wurde im Frühjahr 1939 von in Frankreich internierten Soldaten der spanischen republikanischen Armee errichtet. Im Oktober 1940 befanden sich von dieser ersten Belegschaft noch ca. 700 Personen, hauptsächlich in Arbeitsdetachements eingegliederte Männer, im Lager. Seit dem deutschen Angriff auf Holland, Belgien und Frankreich im Mai 1940 waren gegen 4000 deutsche Staatsangehörige, meist vor dem Kriegsausbruch geflüchtete »Nichtarier«, hinzugekommen. Es handelte sich vor allem um von den belgischen Behörden verhaftete und vielfach über das Lager St. Cyprien (bei Perpignan) abgeschobene Männer. Das Lager unterstand ursprünglich der französischen Armee, später der Zivilverwaltung (mit Gendarmen als Bewachern).

Zur Linken (südlich) der Strasse Oloron-Navarrenx auf baumlosem, ehemaligem sumpfigem Ödland gelegen, breitete es sich, von mehrfachen hohen Stacheldrahtverhauungen eingezäunt, in einer Länge von fast 2 km und schätzungsweise 500 m breit aus. Durch die Mitte führte eine gepflasterte Lagerstrasse. Zu ihren beiden Seiten standen die einstöckigen Baracken, mit Dachpappe gedeckt, Bretter- oder Leimböden.

Je 25 der eng aneinandergereihten dünnwandigen Hütten bildeten ein Ilot, das seinerseits mit Stacheldraht umgeben und am Eingang von Posten bewacht war. Angehörige anderer Ilots durften nur mit einem Passierschein eingelassen werden. Im vorderen, dem Haupttor näheren Teil des Lagers befanden sich die Männer-Ilots A–H, im rückwärtigen, durch einen – noch einmal bewachten – Schlagbaum abgetrennt, die Ilots I–M für die Frauen.

Bei engster Belegung »fasste« eine Baracke 60 Menschen, die Kapazität des Lagers hätte also 18 000 betragen, wenn nicht manche der Behausungen unbewohnbar und die Mehrzahl der übrigen mehr oder weniger schadhaft gewesen wären. In den fensterlosen Gebäuden gab es zur Liegestatt anfangs kaum Stroh, dann beschaffte die Verwaltung wenigstens für die Alten und Kranken Bettgestelle. Tische und Stühle standen nicht zur Verfügung. Alles spielte sich auf den »Betten« ab.

Schwaches elektrisches Licht wurde in den Abendstunden von 6 bis 8 Uhr eingeschaltet. Öfen scheint es in der Regel erst ab Frühjahr 1941 gegeben zu haben.

Aber schlimmer als Kälte, Dunkelheit, Staub und Lärm war der lehmige Schlamm, in den sich die Barackenzwischenräume bei den häufigen Regenfällen verwandelten. Der bis kniefreie Morast, in dem auch die Sabots, die Gummistiefel, die man von den Spaniern kaufen konnte, steckenblieben, war beinahe der ärgste Feind der Häftlin-

ge. Am quälendsten waren, bei Frost oder Morast, die unvermeidlichen Gänge zur Latrine (das Wort Toilette wäre unangebracht): »Es gab in jedem Ilot . . . etwa zwei oder drei »Hochburgen«; das war ein Aufbau, zu dem etwa sechs bis acht Stufen führten; oben, nach aussen durch eine Wand verdeckt, befand sich ein Brett mit sechs Löchern, jedes vom andern durch eine halbhohe Wand getrennt, und zu Häupten ein Dach. Unter jedem Loch stand ein Fass, das zwei- bis dreimal in der Woche geleert wurde. Diese »Hochburgen« waren in der Nacht nicht beleuchtet, die Treppenstufen im Winter mit Eis und Schnee bedeckt. Aber auch untertags war der Weg durch den hohen Schlamm für Gesunde, noch mehr für Kranke eine Qual.«

Die Nahrung, mit Morgengetränk (»Kaffee«), Mittags- und Abendsuppe in den Ilots gekocht und durch 250 g Brot auf durchschnittlich 1000 Kalorien gebracht, war ganz unzureichend. Hunger, die völlig ungenügende Hygiene – mehrfache Ruhrepidemien, Läuse und anderes Ungeziefer – und mangelhafte ärztliche Versorgung hatten eine erschreckend hohe Sterblichkeitsrate zur Folge, je Monat des Winters 1940/41 betrug sie bis 500.

Hier musste die Lagerverwaltung, nur wenige Stunden vor der Ankunft der ersten Transporte von der Veränderung unterrichtet, die aus Baden und der Pfalz deportierten Juden vom 24. Oktober 1940 an zusätzlich unterbringen . . . Individuelle Hilfe, die freilich vor allem den mit »Beziehungen« Ausgestatteten zugute kam, bald auch die Tätigkeit allgemeiner Hilfswerke: Rotes Kreuz, jüdische Organisationen, die christlichen Kirchen, Quäker, CVJM, Secours Suisse, brachten Linderung.«¹⁷

Sechs Monate ohne Lebenszeichen

»Deine lieben Zeilen vom 16. Oktober über das Rote Kreuz sind das erste direkte Lebenszeichen, das ich von Euch seit meiner Deportierung bzw. Verhaftung am 13. Mai abends in Antwerpen erhalten habe.« (12. 11. 1940) Emigration und Deportation enden am selben Ort:

»Nicht unbekannt dürfte Dir sein, dass einige Tage, bevor wir hier ankamen, unter vielen anderen Badensern und Pfälzern auch der Chef und Onkel Erwin, beide mit Frau bzw. mit Familie, hier eintrafen. Da sie in einem anderen Ilot liegen – Frauen und Männer getrennt –, wir hier uns aber zur Zeit in Quarantäne und damit in einer sogenannten Urlaubssperre befinden wegen eines typhusähnlichen Krankheitsfalles, ist und war mir bisher ein Besuch bei beiden nicht möglich. Wohl haben wir uns gegenseitig durch Herrn . . . Grüsse ausrichten lassen.« (12. 11. 1940)

Jeanne Merle d'Aubigné, die sich als junge Protestantin mit einer kleinen Gruppe von freiwilligen Helfern auf originelle Weise selbst im Camp de Gurs einquartierte, Gottesdienste hielt, Tote beerdigte, Not linderte und fast die ganze Lagerzeit »zwischen den Ilots« mitbekam, gibt authentische Berichte¹⁸:

»Unter den Männern, die aus St. Cyprien gekommen waren, brach eine heftige Typhusepidemie aus. Sie wurden in einer Baracke des Blocks C isoliert. Hier lagen sie auf dem Boden ausgestreckt und warteten auf den Tod. Genau zu dieser Zeit meldete Pfarrer Boegner seinen Besuch an. Er hatte soeben seine Ernennung zum Conseiller National (Nationalrat – hohe Ehrung) angenommen in der

Hoffnung, in diesen tragischen Zeitläufen seinen Einfluss besser geltend machen zu können. Während der Lagerleiter noch alle möglichen Anordnungen für den Empfang des bedeutenden Besuchers gab, führte Madeleine Barat Herrn Boegner schon zu dieser Krankenbaracke, bevor der Direktor ihn davon abbringen konnte. Boegner war sprachlos vor Entsetzen über die fast leblosen, abgezehnten Männer, die auf dem Boden dahinstarben. Er hörte kaum den Erklärungen des Direktors zu . . . Ein Mitglied des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes, der Genfer Arzt Dr. Alec Cramer, besuchte uns auch und nach ihm die Schwedin Madame Cedergreen, geb. Prinzessin Bernadotte. Solche Besuche brachten uns grossen Auftrieb; auch Sendungen von Medikamenten und Zuschüsse für unsere ökumenischen Speisungen belebten unseren Mut.

Es liessen sich auch die Quäker im Lager nieder, und ihre Hilfe wurde sehr wirksam. Da sie im Ersten Weltkrieg ohne Unterschied allen kriegführenden Parteien geholfen hatten, wurden die Quäker von den Deutschen in allen Lagern zugelassen; sie durften sogar aus den östlichen Ländern Verpflegung herbeischaffen . . .«

Die Deportation der Juden aus Baden/Pfalz war eines der unmenschlichen Anliegen von Hitler selbst¹⁹:

»Hitler ordnete die Abschiebung der reichsdeutschen Juden aus Baden und aus der Pfalz in das unbesetzte Gebiet Frankreichs an. Himmler erteilte den zuständigen Staatspolizeistellen in Karlsruhe, Neustadt a. d. H. und Saarbrücken den Befehl, die Aktion im Geheimen vorzubereiten . . . So rollten am 22. und 23. Oktober 1940 sieben Transportzüge aus Baden und zwei aus der Pfalz mit insgesamt 6504 Menschen über Chalons-sur-Saône ins unbesetzte Frankreich . . . Die Delegation (der Franzosen bei den Kapitulationsverhandlungen) in Wiesbaden fragte am 27. Oktober an, welches endgültige Reiseziel die Reichsregierung für diese Ausgewiesenen vorgesehen habe . . . (General) Stülpnagel (konnte) nur bedauernd erklären, er könne keine Antwort geben, er habe auch vorher nichts davon gewusst . . .«

Das unerwartete Eintreffen des badischen Transports hatte das ganze Lagerpersonal durcheinandergebracht. Es fehlte an Mehl, es fehlte an Essnapfen, und wir hatten keinerlei Reserven. Alte Konservendosen und Benzinkanister dienten als Teller und Kochtöpfe. In Oloron verloren sie den Kopf, als der Lagerleiter Lebensmittel anforderte. Die Gemeinderäte weigerten sich, Requisitionen durchzuführen. Woher sollte man's nehmen, um bei dem Mangel in der Südzone auch noch die Massen von Ausländern mit durchzufüttern? Einige Internierte hatten allerdings einen Teil ihrer Geldmittel gerettet, und sie suchten nun verzweifelt überall nach Nahrung. Aber was sollte aus dem grossen Haufen werden?²⁰

So schreibt A. Hirsch:

»Man kann wohl auf anderen Wegen andere Nahrungsmittel haben, aber zu unerschwinglich hohen Preisen, die z. B. meine Wenigkeit nicht anlegen kann, weil ich über kein Geld verfüge, das mir eine solche zusätzliche Mahlzeit erlauben könnte.« (20. 11. 1940)

»Ich bettle wirklich nicht umsonst, sondern für das, um mich zu wehren, um nicht im wahrsten Sinne des Wortes im Sumpfe der Strassen und Baracken zu versinken. Dem in den verschiedensten deutschen Illustrierten Zeitungen veröffentlichten Tatsachenberichten ist meinerseits nicht viel hinzuzufügen. Du hattest sicher Gelegenheit, den einen oder anderen Aufsatz von A. W. Fell (oder ähnlich) zu lesen.« (12. 11. 1940)

¹⁹ Eberhard Jaeckel, Frankreich in Hitlers Europa, Stuttgart 1966, 128 f. (= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte Bd. 14).

²⁰ J. Merle, a. a. O. 90.

¹⁷ W. Schmitthenner (mit Lit.), in: Maria Krehbiel-Darmstädter, Briefe aus Gurs und Limonest 1940–1943. Ausgewählt, erläutert und herausgegeben von Walter Schmitthenner, Heidelberg 1970, 20 f. [vgl. u. a. FrRu XXII/1970, S. 141].

¹⁸ Jeanne Merle d'Aubigné, Lager Gurs: A. Freudenberg (Hrsg.), Rettet sie doch! Franzosen und die Genfer Ökumene im Dienste der Verfolgten des Dritten Reiches, Zürich 1969, 88–122; hier 93 f. [vgl. FrRu XXII/1970, S. 140 f.].

Maria Krehbiel-Darmstädter aus Mannheim schreibt aus Gurs an ihre Freunde:

»Ist es für Euch möglich, einige konzentrierte nahrhafte Lebensmittel zu senden? Butter, Käse, Tee und etwas, um den Durst zu stillen, da das Wasser nicht trinkbar ist. (Wir können nicht kochen, aber erhalten dreimal etwas Essen.) Viele sind krank. Schreibpapier, Tintenstifte und vor allem dauerhafte Stiefel oder Gummistiefel, da die Wege zwischen den Baracken, auf denen es erlaubt ist umherzugehen, schlammig sind.«²¹

»Der unfassliche Schmutz (durch die von ungewöhnlichen Regengüssen aufgeweichte, durch allen Mangel begünstigte Erdbeschaffenheit), der einen fast – hämisch umgibt und der des Kampfs gegen ihn spottet, er ist unser grosser Feind . . . Deshalb ist das Wasser auch unser bester Freund, so beschränkt auf Stunden, so kalt und erkämpft es auch sein will.«²²

A. Hirsch beschreibt diese Situation:

»Während es draussen stürmt und regnet und das Wasser den lehmigen Boden in einen unbeschreiblichen klitschigen Morast verwandelt hat . . ., sitze ich hier in der halbdunklen zugigen Baracke auf Decken und als Tisch einen selbstgefertigten Hocker, um diesen Brief zu beginnen, der Euch beiden einen besonders herzlichen Dank für Deine so lieben Zeilen vom 16. Oktober übermitteln soll. Unbeschreiblich gross war meine Freude, als man mir am Abend des 6. November diesen Deinen lieben Brief überreichte, war es doch seit Montag, 6. Mai, das erste Wiedersehen mit Deiner lieben und unseres Jungen Hand. Froh und glücklich bin ich, dass Ihr beide froh und munter seid.« (20. 11. 1940)

Der Tod in Gurs

»Es ist ja auch kein Wunder, wenn die Menschen an den erlittenen Aufregungen und Strapazen einfach hinsterben und als Mittel zum Zweck die einfachste Lösung.« (20. 11. 1940)

»Es kommt nämlich vor, dass man morgens aufwacht und der Nebenmann liegt starr und steif nebenan.« (4. 12. 1940)

»Bei Beerdigungen konnte man den Pfarrer erst recht nicht immer rechtzeitig benachrichtigen; denn die Toten wurden im Lager gleich nach dem letzten Atemzug begraben. Die Sargwände waren so dünn, dass die Bretter sich unter dem Gewicht des Körpers bogen. Der Sarg wurde auf einen Karren gehoben und auf den Friedhof nördlich von unserer Baracke gefahren. Ich habe erlebt, dass der traurige Zug an meinem Fenster vorbeikam, bevor man mich benachrichtigt hatte; die Kameraden des Verstorbenen machten mir Zeichen, und ich konnte gerade noch mein Neues Testament ergreifen, hinter ihnen hereilen und in diesem Rahmen die Siegesbotschaft aus Evangelien und Briefen vorlesen. Wir kleideten unser Hoffen und Flehen in Worte der Psalmen Israels und vereinigten uns im Gebet des Gekreuzigten, der zur Hölle niederfuhr und von den Toten auferstand. Bemerkte ich unter meinen Zuhörern Israeliten, so überkam mich ein Gefühl der Verantwortung ihnen gegenüber . . .

Wir hielten auch Bibelstunden. Die Texte des Alten Testaments, besonders die Propheten und Psalmen, die allen am bekanntesten waren, verbanden uns mit den Juden, die gelegentlich zu unseren Veranstaltungen kamen. Selbst Rabbiner nehmen an solchen Studien teil, und sie vermittelten uns einen Einblick in ihre Auffassung der Texte.«²³

Tageslauf im Lager

»Du fragst, welchen Zeitvertreib wir haben und welche Beschäftigung? Mit einem Wort gesagt, gar keine. Morgens schlafen die meisten bis gegen 11.00 Uhr, um dem Hunger zu entgehen. Dann ist Brotverteilung und anschliessend Wassersuppenausgabe. Hinterher legen sich die meisten wieder hin, oder wenn es das Wetter erlaubt, geht man ins Freie, um sich zu lausen . . . Für mich persönlich ist das und jetzt noch die ziemlich schmerzende Beingschichte das deprimierendste Moment, weil man sich kaum dagegen schützen kann. Dazu wieder den Nachmittag meist zum Schreiben (wie auch jetzt in diesem Fall), denn so ein Brief kann nur stückweise erledigt werden. Für mich sind diese Stunden, wenn ich meine Gedanken ganz auf Euch einstelle, die schönsten vom Tage. Das geht so ungefähr bis gegen 17.00 Uhr und dann wird es dunkel, so dass man selbst an den Fensterlucken nichts mehr sieht. Um halb 8.00 Uhr gibt es schon wieder Wasser . . . und wenige Zeit später habe ich mein Knochengerüst auf dem Strohsack unter den zwei Decken ausgestreckt. Das ist momentan das Tagwerk der Massen.« (1. 12. 1940)

Hat Alfred Hirsch in Gurs noch ein Konzert besuchen können? – J. Merle berichtet:

»Bei den Internierten hiess unser Haus bald nur noch die ›Kulturbaracke‹. Wir veranstalteten Vorträge und Konzerte dank sehr guter Pianisten und Violinisten unter den Internierten. Eine Sonderausgabe des YMCA machte es möglich, Instrumente zu leihen und Noten zu kaufen. Der Mittwochnachmittag wurde für Musikveranstaltungen reserviert. Der ehemalige Erste Geiger der Wiener Philharmoniker, der berühmte Brunner, spielte gelegentlich für uns. Er liebte die andächtige Stille unserer Baracke. Mit all seiner Kunst und seinem ganzen Herzen interpretierte er die Werke von Bach, Beethoven, Schumann, César Franck. Das Thema seiner Sonate für Geige und Klavier wurde bald sein Erkennungszeichen . . . Auch den Ersten Tenor der Berliner Staatsoper, einen besonderen Bachinterpreten, hatten wir unter uns . . . Unter unseren Musikern entdeckte ich auch den ehemaligen Organisten des Strassburger Münsters, Hans Ebbecke. Selbst Nichtjude, hatte er sich wegen seiner jüdischen jungen Frau freiwillig internieren lassen. Oft begleitete er Brunner. Besonders gern schrieb er ganze Orchesterpartituren in Klavierauszüge um, und so brachte er uns die grossen symphonischen Werke nahe. Diese musikalischen Nachmittage wurden bis zum Ende fortgesetzt. Der Lagerleiter versteckte Brunner.«²⁴

»Die Internierten fanden im Gartenbau Beschäftigung und zusätzliche Nahrung. Langsam wurde auch die Disziplin lockerer. Der Lagerleiter wünschte, dass die Lagerinsassen sich nicht mehr als Internierte, sondern als Beherbter fühlten und gab häufig seine Einwilligung für eine Fahrt nach Pau . . . Es wurde sogar möglich, ausserhalb des Lagers unterzukommen. Dafür genügte es, eine Bescheinigung beizubringen, die ein aus der Gegend stammender Franzose unterschrieben hatte.«²⁵

1941

»Was man hier eben am notwendigsten braucht: um es noch einmal kurz zusammenzufassen: Alles Essbare, insbesondere alle Würfelsuppen und Puddingarten und auch sogenannte Kaltschalen, Traubenzucker (. . .) Vitamin-tabletten, Ichthyol-Salbe gegen Furunkulose, Salbe gegen Hautjucken, Inspirollösung oder Tabletten, Hustenbonbons, Gelonida, Pyramidon oder ›Träubel'sche Tabletten‹, Hansaplast, etwas Einheitsseife. Dann jegliches

²¹ M. Krehbiel-Darmstädter, a. a. O. 22 u. 342 (Brief v. 6. 11. 1940).

²² Ebd. 33 (v. 7. 12. 1940).

²³ J. Merle, a. a. O. 97.

²⁴ Ebd. 99.

²⁵ Ebd. 102.

Trockenobst, vielleicht auch einige Äpfel.« (30. 1. 1941)
In der Notsituation hatte sich gezeigt, dass die Briefverbindung über die Schweiz schneller war als die über das besetzte Frankreich nach Deutschland. Die Jugendfreundin Käthe Kahn (Rieter-Str. 14, Zürich) wurde zu einer unersetzlichen Helferin. An sie ist der folgende Text gerichtet:

»Es ist aber dann so, dass etliche Insassen dieser Baracken (die sich um den Ofen herumsetzen können, G. B.) über noch genügend Kapital verfügen, die das Holz aus eigenen Mitteln bezahlen. Das ist eben in meiner Baracke nicht mehr der Fall. Wie es sich nun mit dem Holz verhält, so auch mit dem Essen . . . – Seit drei Tagen bekomme ich nun auch ein Zusatzessen von der Assistance Juive Toulouse. Machesie (meine Frau Friedel, G. B.) ausdrücklich darauf aufmerksam, dass man von hier nach Deutschland und umgekehrt nur auf den vorgeschriebenen Formularen des Croix Rouge (25 Worte) schreiben kann . . .« (30. 1. 1941)

»Fräulein Marx will mir einige Bilder von Euch zeigen.« (11. 2. 1941)

»Wir haben bereits heute Mittwoch, den 19. Februar 1941. Hier hat sich gar nichts geändert, alles ist so traurig, so aussichtslos geworden, aber besser wird es vom Denken und Grübeln nicht. Stumpfsinnig lebt man die Tage dahin und wartet und wartet immer wieder auf Post, auf ein materielles und liebes Wort von denen, die man zurücklassen musste, die auch an einen denken.« (19. 2. 1941)

Das wahre Ausmass seines Krankseins hatte A. Hirsch bisher verborgen:

»Ein wirkliches Wunder hat die Chamo-Salbe bewirkt. Bereits nach 24 Stunden waren die Wunden an den Unterarmen und Händen so abgeheilt, dass die Kruste abfiel und ich mir diese Glieder mal wieder richtig waschen konnte. So sind die offenen Stellen an den Unterbeinen soweit schon zu, dass man sie nicht mehr als Löcher bezeichnen darf.« (10. 2. 1941)

Kein Geld mehr für die Korrespondenz:

»Viel Neues weiss ich Euch nicht zu berichten. Briefantwort auf Deinen langen Brief vom Januar habe ich begonnen, aber bisher infolge Geldmangel keine Möglichkeit, ihn abzusenden. Stimmt es wirklich, dass man nach hier keine Päckchen mehr schicken darf; denn es treffen keine mehr hier ein. Dann sitzen wir aber schön auf. Genauso ist es mit Briefpost, die auch nur vereinzelt ankommt. Es ist fürchterlich, dieses lange und bange Warten, ein paar Lebenszeichen von den Lieben! . . .

Sobald ich eine Bürgschaft habe, komme ich in ein wesentlich besseres Wartelager. Also schreibt dem lieben Röschen« (in den USA, Karte vom 14. 2. 1941).

Die unerschöpfliche Hoffnung

»Jetzt sind wir schon über 26 Monate getrennt und immer noch keine Aussicht auf Besserung; aber da nutzt kein Hadern mit dem Schicksal, wir müssen beide Nerven und Kopf behalten und immer wieder hoffen auf eine bessere Zeit und auf die Hilfe nächster Angehöriger und lieber guter Menschen, ohne deren Unterstützung heute hier nicht zu leben ist.« (14. 2. 1941)

»Liebe Käthe, nochmals bitte ich Dich herzlich dringend um weitere finanzielle und materielle Unterstützung, schon Brot und Marmelade genügen. Entschuldige das Betteln, aber es geht nicht anders. Selbst für Porto habe ich kein Geld mehr. Schreiben ist noch die einzige Verbindung mit den Lieben.« (14. 2. 1941)

Verlust der erwarteten Papiere

»Ich gebe die Hoffnung nicht auf«

»Was nun den bewussten Amerikaner-Brief angeht, so ist

es sehr bedauerlich, dass die Papiere verlorengegangen sind und wahrscheinlich die neu eingereichten dazu. Wie viele Post von hüben und drüben ist im Laufe der Jahre diesen Weg gegangen! Ich habe auf meine vier Briefe an Rosa und zwei an Mrs. Shiplay bis dato keine Antwort erhalten; alle gingen von Cyprien aus . . .

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass eines Tages doch das Affidavit einläuft und aufgrund eines solchen Papiers kann ich in das Wartelager der HICEM kommen. Ich werde bei nächster Gelegenheit Oma selbst nochmal in diesem Sinne schreiben . . . dass sie dringend bei l. Röschen vorstellig wird. Mehr kann ich einstweilig auch nicht tun, sondern muss erst mal Röschens Antwort auf meinen Luftpostbrief vom 6. Januar abwarten.« (14. 2. 1941)

Für »längere Zeit« der letzte lange Brief

»Ich lebe immer in dem Gedanken, dass es doch einmal und bald anders und besser wieder werden wird. Und Dir, geliebte Friedel, kann ich von hier nur eines schreiben: Verzage in dieser Zeit nicht, behalte Deinen Mut . . . Und nun lebt alle recht wohl, es wird wahrscheinlich auf längere Zeit dieser Brief ein langer und ausführlicher sein. Bleibet gesund und munter, Ihr alle, mitsamt dem lieben Appa, empfängt alle viele herzliche Grüsse und Küsse Eueres Alfred.« (25. 2. 1941)

Die letzten Schreiben von Alfred Hirsch sind auf Rot-Kreuz-Formularen aufgezeichnet, auf denen nur »25 Worte« zugelassen werden. Den Schreiben gemeinsam ist die Frage nach Namen und Kontakten.

»Herzensdank für Eueren Aprilbrief. Auch ich verhältnismässig gesund. Geld- und Paketsendung monatlich wieder möglich, Erkundigungen dort selbst. Extrafreude Walterbrief . . . Schreibt oft, bleibt wacker und gesund. Innigst P.« (13. 5. 1941)

Die Beschlüsse der »Wannsee-Konferenz« zur sogenannten »Endlösung der Judenfrage« veränderten die Lebensaussichten derer, die bisher überlebt hatten, radikal²⁶:

Am 20. 1. 1942 fand am Grosse Damm C Nr. 56/58 in Berlin unter SS-Obergruppenführer Heydrich eine Besprechung statt. Im Dokument N G/25/86 heisst es:

»Anstelle der Auswanderung ist nunmehr als weitere Lösungsmöglichkeit nach entsprechender vorheriger Genehmigung durch den Führer die Evakuierung der Juden nach dem Osten getreten . . . Im Zuge der Endlösung der europäischen Judenfrage kommen rund 11 000 000 Juden in Betracht . . . – Im Zuge der praktischen Durchführung der Endlösung wird Europa von Westen nach Osten durchgekämmt.«

Der letzte Rot-Kreuz-Brief vom 4. 8. 1942 kommt nicht mehr aus der bisherigen Anschrift Ilot C Baracke 14, sondern aus Ilot H Baracke 23:

»Eueren 14. Juni-Gruss herzdankend und hochofret Euerer Gesundheit erhalten. Entbehre seit Wochen Käthes Nachricht und übermittle extra Grüsse, Ihr, Tante Eva, Ida, Liesel und allen Lieben. Bleibt Ihr alle gesund! Herzdrücker Euer Pepsi.« (4. 8. 1942)

Dieser Brief trägt den Tagesstempel des 15. 8. 1942 vom Comité International des Roten Kreuzes in Genf sowie des Deutschen Roten Kreuzes vom 31. 12. 1942, dazu den

²⁶ Vgl. E. Jaekel, a. a. O. 226 f.: »Die Phase der Endlösung bedeutete eine völlige Umkehrung der deutschen Judenpolitik in Frankreich. War bisher die Rückwanderung in den deutschen Herrschaftsbereich unterbunden worden, so wurde nun jede Auswanderung verboten. An die Stelle der Abschiebung trat die Hereinnahme, und manche der 1940 aus Südwestdeutschland abgeschobenen Juden sind am Schluss wieder ins Reich zurückgeholt und in den Auschwitz Gaskammern ermordet worden. Mit der Endlösung endete zugleich die besondere Frankreich-Politik in der Judenfrage, denn von nun an handelte es sich um für das Ganze von Hitlers Europa allgemein und zentral geleitete Massnahmen. Für Frankreich blieben zuständig Dannecker sowie sein Nachfolger Röhke, die ihre Weisungen von SS-Obersturmbannführer Eichmann erhielten, dem Leiter des Judenreferates im Reichssicherheitshauptamt.«

Absender-Stempel des Präsidiums des Deutschen Roten Kreuzes, Berlin, vom 20. 1. 1943. – Die Zustellung wurde offensichtlich so lange hinausgezögert.

Die Deportationen

»Die bitterste Episode im Camp de Gurs bildeten die im August 1942 später durchgeführten Abtransporte ins Unbekannte (sans adresse). Die hier geübten grausamen Härten überraschten selbst den, der schon von früher her an mancherlei gewöhnt war.«²⁷

Jeanne Merle d'Aubigné und ihre Freunde, die über Jahre freiwillig aktiv zu den Helfern in Gurs gehörten, wurden von den Deportationen überrascht.

»Das kleine Geheimkomitee bat mich deshalb, sofort noch einmal nach Toulouse zu den Quäkern zu reisen. Ich fuhr und fand unsere Freunde schon auf dem laufenden: In ganz Frankreich fanden Massendeportationen statt... Wir erfuhren, dass schon am nächsten Tag, dem 7. August, in Gurs ein neuer Transport vorgesehen sei. Miss H. und ich brachen eilends auf.

Um 16.00 Uhr wurden die zum Transport Aufgerufenen in die grossen Garagen am Südeingang geführt und dort bis 4.00 Uhr morgens eingeschlossen; es war nichts mehr zu retten! Dann brachte man sie in Lastwagen und Omnibussen nach Oloron-Sainte Marie und pferchte sie in plombierten Eisenbahnwagen zusammen.«²⁸

Der unbekannte Märtyrer von Gurs

Der Mannheimer Nervenarzt Dr. Ludwig Mann berichtet:

»Ich führe euch in eine Baracke, deren dunkler Raum voller Menschen ist. Aus der Masse des Hintergrundes ist nur eine kleine Anzahl als Menschen zu erkennen. Sie starren mit rätselhaft suchenden, mit fragenden, mit matten, mit traurigen Augen in den helleren Vordergrund... Sie wissen alle, wozu sie aufgerufen werden, wenn die Camions (Lastwagen) da sind.

Unter den Wartenden sitzt eine Frau. Man sagt, dass ihr Mann nach Jahren wiedergefunden wurde und morgen ins Lager komme. Der Chef der Sicherheitspolizei, der eine Reihe von Namen vorgelesen hat, die nicht mit zum Transport müssen, fragt die eben frei gewordenen, ob sich jemand anstelle der Frau freiwillig für den Transport melde. Unter ihnen ist ein blasser, abgemagerter junger Mann, er hat zwei hellblaue Augen, die trotz der Befreiung traurig aussehen. Er ist sehr schwach, ich kenne ihn aus einer der Baracken, in denen die Leute mit Hungerödemen untergebracht sind. Und ich kenne ihn auch von der Bühne. Er ist Schauspieler. Man spielte auf Bretterpodien mit ein paar Lagerdecken als Kulissen... – Jemand schaute auf den Schauspieler; der Chef der Sûreté fragte ihn: Der junge Mann kämpft mit sich und schüttelt leise verneinend den Kopf. Die Frau schluchzt und sinkt in sich zusammen.

Da hört man kurz und präzise die Worte: »So, jetzt fertig-machen«. Es beginnt die Unruhe des Aufstehens, des Gepäckordnens... Was geht in dem jungen Mann vor? Er reckt mit einem plötzlichen Ruck den Kopf in die Höhe... Aus einer anderen Welt spricht seine Stimme plötzlich sanft und laut zugleich, jedes Wort einzeln, getrennt von den andern. Nur drei Worte hat die Botschaft:

»Ich gehe mit!« – Es werden die Namen aufgerufen, die Opfer steigen mit ihrer armseligen Habe ein... Die Camions fahren weg, in die Nacht hinaus, zum Bahnhof Oloron, von Oloron nach Drancy und von dort – wer weiss wohin?«²⁹

²⁷ E. Neter: H. J. Fliedner, a. a. O. II 94.

²⁸ J. Merle, a. a. O. 105.

²⁹ Ludwig Mann: H. J. Fliedner, II 105–107.

Jeanne Merle berichtet von der Überlebenden aus einer Gruppe junger Mädchen aus dem ersten Transport:

»Von der ganzen Truppe kam nur eine mit dem Leben davon, Julie Katz. Nach ihrer Befreiung 1945 erzählte sie uns, wie der nach Auschwitz geleitete Transport die jungen Mädchen bei der Munitionsfabrik »Hermann Göring« abgesetzt hatte... Der übrige Transport war sofort nach der Ankunft in Auschwitz in die »Duschen« geführt und vergast worden. – Alles das wussten wir nach dem ersten Transport am 5. August noch nicht; aber wir spürten, dass es schlimm stand und man alles daransetzen musste, wenigstens einige Menschenleben zu retten.«³⁰

Drancy

In der Transportliste »Abschub-Nr. 28« des Befehlshabers der Sicherheitspolizei in Frankreich ist Alfred Hirsch aufgeführt. Er wurde von Gurs nach Drancy/Paris »überstellt«. Maria Krehbiel-Darmstädter schildert »von aussen« den Eindruck derer, die die Vorgänge einzuschätzen wissen. Wenige Wochen später wurde sie selbst nach Drancy gebracht:

»Eine neue »Einkleidung«, in neue schwere Verhältnisse, schwerere als die von Gurs, mag uns bevorstehen. Die andern haben zum Teil schon ihren Bestimmungsort erreicht. So weiss ich nur fürs erste, dass Gurs leer ist... Man weiss gar nichts.«³¹

Legnay, Generaldelegierter der französischen Polizei:

»Die Juden aus dem unbesetzten Gebiet sind daher innerhalb des Planes der ab Drancy fahrenden Züge einzuschieben. Eine Umlegung der Juden aus dem unbesetzten Gebiet ist erforderlich, weil die Juden ab Drancy mit den von der Wehrmachtsverkehrsdirktion bereitgestellten deutschen Güterwagen abtransportiert werden müssen. Ausserdem sind sämtliche Juden, die nach Auschwitz abgeschoben werden, vor dem Abtransport genauestens körperlich zu untersuchen. Diese Prozedur ist in Drancy bisher von der französischen antijüdischen Polizei vorgenommen worden...«³²

Auschwitz

Rudolf Höss, Kommandant in Auschwitz:

»Nach dem Willen des Reichsführers SS wurde Auschwitz die grösste Menschenvernichtungsanlage aller Zeiten. Als er mir im Sommer 1941 persönlich den Befehl erteilte, in Auschwitz einen Platz zur Massenvernichtung vorzubereiten und diese Vernichtung durchzuführen, konnte ich mir nicht die geringsten Vorstellungen über die Ausmasse und die Auswirkungen machen. Wohl war dieser Befehl etwas Ungewöhnliches, etwas Ungeheuerliches.«³³

»Im Frühjahr 1942 gingen hunderte von blühenden Menschen unter den blühenden Obstbäumen des Bauerngehöftes... in die Gaskammern, in den Tod.«³⁴

»Komm! es war wie ein Traum!

Die blutenden Fittiche sind ja schon genesen,
verjüngt leben die Hoffnungen all.

Grosses zu finden ist viel,

ist viel noch übrig,

und wer so liebte,

gehst, er muss,

gehst zu Göttern die Bahn.«

F. Hölderlin: Menons Klagen um Diotima, Klage IX.

³⁰ J. Merle, a. a. O. 105.

³¹ M. Krehbiel-Darmstädter, a. a. O. 274.

³² Centre de Documentation XXV b 96, cit. Max Ludwig, Das Tagebuch des Hans O., Heidelberg 1965, 67 [vgl. FrRu XVIII/1966, S. 146].

³³ Rudolf Höss, Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen. Eingeleitet und kommentiert von Martin Broszat, Stuttgart 1961, 120 (= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte Bd. 5) [vgl. FrRu XV/1963/64, S. 150].

³⁴ Ebd. 125.